×

~~18054~~ 18124

×

Aus baltischer Geistesarbeit.
Reden und Aufsätze
neu herausgegeben vom Deutschen Verein in Livland.

V.

Ernst von der Brüggen.

Dynamit. — Erdboden.

Riga
Verlag von Jonck & Poliewsky
1908.

m

B v

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Baron Ernst von der Brüggen entstammte einer der ältesten Adelsfamilien Kurlands. Sein Vater, Oberstleutnant Axel von Brüggen, der mit Jenny von Liphart vermählt war, besaß das Gut Laidsen unweit Talsen. Hier wurde Ernst am 10. November 1840 geboren; er gehörte schon durch seine Abstammung Kurland wie Livland an und ist auch in seinem Leben Angehöriger beider Provinzen geblieben. Früh schon verließ er das väterliche Haus und erhielt seine erste Schulbildung in der damals sehr angesehenen Schmidtschen Anstalt zu Fellin und beendete dann seinen Schulkursus auf dem Gymnasium zu Dorpat. Auf der Landesuniversität Dorpat studierte Brüggen 1860—1864 die Rechte und absolvierte seine akademische Laufbahn mit dem Kandidatengrad. Die Universität befand sich zu jener Zeit in frischem Aufschwunge, vor allem übte damals Schirren durch seine hinreißenden Vorträge über livländische Geschichte einen tiefgreifenden Einfluß auf die studierende Jugend aus. Nach Abschluß seiner Dorpater Studienzeit ging Brüggen 1865 nach Berlin, wo er seine Studien fortsetzte und von dem Geiste jener politisch so bewegten Jahre lebhaft berührt wurde. Nachdem er sich einige Zeit in Dresden aufgehalten, kehrte Brüggen in die Heimat zurück. Er faßte dann den Entschluß, Gutsbesitzer zu werden, ein Entschluß, den er nachher oft bereut hat, und kaufte 1869 das Gut Degaizen bei Telsch im Gouvernement Kowno. Aber er hielt es in der litauischen Einsamkeit nicht lange aus, übergab die Bewirtschaftung seines Gutes einem Verwalter und begab sich nach Riga. Brüggen empfand in sich den lebhaften Trieb zu journalistischer Betätigung, er schrieb mehrfach kleinere und größere politische Aufsätze,

1*

die er Georg Berkholz, der allgemein anerkannten Autorität auf dem Gebiete der Publizistik, vorlegte. Berkholz erkannte sogleich das aufstrebende, nicht geringe journalistische Talent in Brüggen und hatte keine Bedenken, ihm die Redaktion der Baltischen Monatsschrift, die er bis dahin geleitet hatte, zu überlassen. Berkholz war in der letzten Zeit seiner Redaktionstätigkeit von den alten bewährten Mitarbeitern verlassen, es hatten sich nur wenig jüngere Kräfte an ihrer Stelle gefunden und es war ihm nur durch die Unterstützung und Beihilfe A. Miaskowskys, des späteren Professors der Nationalökonomie in Leipzig, möglich geworden, die Redaktion zu führen. Brüggen übernahm 1870 die Redaktion mit frischem Mute, er fühlte sich ganz in seinem Berufe, es gelang ihm, neue Mitarbeiter zu gewinnen und die Zeitschrift mit frischem Leben zu erfüllen, er selbst veröffenlichte eine nicht geringe Anzahl politischer Aufsätze in der Baltischen Monatsschrift. Er bekleidete in der ersten Zeit seiner Redaktionstätigkeit, von 1870 bis 1871, auch das Amt des Gehilfen des Sekretärs der livländischen Gouvernementsregierung, gab aber diese Stellung, weil sie sich mit seiner Redaktionstätigkeit nicht vertrug und aus anderen Gründen, wieder bald auf. Man muß anerkennen, daß die Baltische Monatsschrift unter Brüggens Leitung einen kräftigen Aufschwung genommen hat, viele auch heute noch beachtenswerte Aufsätze gebracht und einen gemäßigt liberalen Standpunkt einsichtig vertreten hat. Leider gab Brüggen schon mit dem Schluß des Jahres 1872 die Redaktion der Baltischen Monatsschrift auf und ging nach Berlin; nachdem er seine journalistische Kraft und Befähigung auf einem engeren Gebiet erprobt hatte, trieb es ihn, seine Kräfte auf einem größeren Schauplatze zu verwenden. Er trat 1876 in die Redaktion der damals unter Fr. Zabels altbewährter Leitung stehenden Nationalzeitung, des führenden Organs der nationalliberalen Partei, ein und übernahm die Bearbeitung des Rußland und den Orient betreffenden Teiles. Was er schrieb, zeichnete sich durch Sachkenntnis und politische Einsicht wesentlich vor den Artikeln ähnlichen Inhalts in anderen Zeitungen aus, die inneren Verhältnisse Rußlands waren damals noch den meisten deutschen Journalisten wenig bekannt und was darüber geschrieben wurde, war häufig aus trüben unzuverlässigen Quellen geschöpft. Brüggens Artikel wurden daher sehr geschätzt, er kam durch seine journalistische Tätigkeit

mit den angesehensten Politikern der nationalliberalen Partei in persönliche Verbindung. Dazwischen kehrte er auf Urlaubsreisen immer wieder in die alte Heimat zurück.

In diese Berliner Zeit fällt das erste größere Werk von ihm, „Polens Auflösung, Kulturgeschichtliche Skizzen", das 1878 veröffentlicht wurde. Brüggen hat längere Zeit an diesem Buche gearbeitet und ein reiches Material dafür gesammelt. Er war kein geschulter Geschichtsforscher, er schrieb mehr als Geschichtsfreund, es haben sich daher manche sachliche Irrtümer im einzelnen und schiefe Auffassungen der Verhältnisse eingeschlichen, wie der polnische Historiker Liske nachgewiesen hat, das Buch bleibt aber im ganzen doch eine sehr verdienstliche Arbeit, die über die politischen und Kulturzustände der letzten Zeiten der polnischen Republik dem deutschen Leser lehrreiche und interessante Aufschlüsse bietet. Die schlimme Mißwirtschaft auf seinem Gute Degaizen nötigte Brüggen seine Stellung an der Nationalzeitung 1879 aufzugeben und selbst die Bewirtschaftung Degaizens zu übernehmen. Drei Jahre bis 1882 hat er dann hier in der litauischen Einöde verbracht, selbst alles überwachend und alles leitend, als Landwirt unermüdlich für die Hebung der Erträge des vernachlässigten Gutes arbeitend und sich abmühend. Wie schwer diese Jahre auch waren, sie brachten ihm doch genaue Kenntnis der landwirtschaftlichen Verhältnisse, der Wichtigkeit des Ackerbaues und des Wertes der Bodenkultur ein. Als die Verhältnisse auf dem Gute geordnet und für die nächste Zeit gesichert waren, eilte Brüggen wieder nach Berlin und hier erlangte er nun eine ihm zusagende Stellung im Auswärtigen Amt, es wurde ihm ein bedeutsames Amt im Preßbureau übertragen, das naturgemäß seine Zeit und Kraft stark in Anspruch nahm. Mit dem Fürsten Bismarck kam er nur in flüchtige Berührung, dagegen trat er vielfach in nähere Beziehung zum Grafen Herbert, ganz besonders aber zu dem späteren Statthalter von Elsaß-Lothringen, dem Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, der nachher einmal die Absicht hatte, ihn nach Straßburg zu berufen. An der damals beginnenden Kolonialbewegung nahm Brüggen eifrigen Anteil und schrieb viele Artikel für Kolonialgründungen von seiten des Reiches. 1886 sollte er zum Legationssekretär in Tokio ernannt werden, er empfand aber keine Neigung, sich für längere Zeit von Europa zu ent-

fernen und mußte nun, da er die Ernennung ablehnte, nach preußischem Brauche seinen Abschied nehmen; damit verzichtete er auf eine diplomatische Karriere in Deutschland. Brüggen hat es gewiß später manchmal bedauert, nicht nach Japan gegangen zu sein; wieviel neue Eindrücke hätte er dort empfangen und wieviel Interessantes und Lehrreiches hätte er aus eigener Anschauung über das Inselreich berichten können!

Der Heimat hat er auch in dieser Zeit nicht vergessen; durch seine Abhandlung „Die agraren Verhältnisse in den russischen Ostseeprovinzen“ 1883, hat er gegenüber den auch in Deutschland sehr häufig vorkommenden, auf Unkenntnis beruhenden falschen und schiefen Vorstellungen von den Zuständen in unserer Heimat die wirklichen Agrarverhältnisse der baltischen Provinzen eingehend und sachkundig dargelegt und nachgewiesen. Aus seiner vielfachen Beschäftigung mit der russischen Geschichte ging das umfangreiche Werk „Wie Rußland europäisch wurde“ 1885 hervor. Auch dieses Buch hat einen kulturgeschichtlichen Charakter. Indem Brüggen die gewaltsame, mechanische Umwandlung des alten Rußland in ein modernes, mit nachgeahmten europäischen Einrichtungen versehenes Land durch Peter den Großen schildert, nähert er sich in der unverhohlenen Abneigung gegen das Verfahren des großen Reformators merkwürdigerweise den Anschauungen der Moskauer Slawophilen. Jedenfalls zeichnet sich dies Buch durch eigenartige Auffassung und selbständiges Urteil aus. Nach seiner Rückkehr aus Berlin gelang es Brüggen das Gut Degaizen vorteilhaft zu verkaufen und dadurch dieser drückenden Last ledig zu werden.

Seit 1890 hielt er sich meistenteils in Riga auf, wo er besonders mit dem livländischen Landmarschall Friedrich von Meyendorff in nahem persönlichen Verkehr stand. Dazwischen lebte er auch zeitweilig in Berlin.

Schwere körperliche Leiden veranlaßten ihn, mehrere Jahre in Montreux zu verbringen, doch brachte ihm auch der dortige Aufenthalt keine dauernde Genesung. Trotz seines kranken Zustandes war Brüggen fortwährend journalistisch tätig; er schrieb Artikel für die Zeitschrift „Unsere Zeit“ unter Fr. Bienemanns Redaktion, veröffentlichte Aufsätze in den Preußischen Jahrbüchern und war zuletzt ein eifriger Mitarbeiter an den „Grenzboten“, in denen zahlreiche größere und kleinere

Aufsätze sozialpolitischen, nationalökonomischen Inhalts, sowie Abhandlungen über russische Verhältnisse von ihm erschienen.

Brüggens letztes Buch erschien unter dem Titel: „Das heutige Rußland, kulturgeschichtliche Studien" 1902. Der gediegene reichhaltige Inhalt und die vorzügliche Form der Darstellung machen dieses Buch zu einer der besten Arbeiten, die aus Brüggens Feder herrühren; es war zugleich sein literarisches Vermächtnis. Nach langem schweren Siechtum schied Ernst Brüggen am 6. Dezember 1903 aus dem Leben. Er schrieb rasch und gewandt, sein Stil war flüssig und klar, dagegen war ihm die Gabe der Rede versagt. Unter den politischen Journalisten unseres Landes nimmt Brüggen eine hervorragende Stellung ein. Sein Scheiden hat eine Lücke hinterlassen, die nicht so leicht ausgefüllt werden wird. Sein Name wird in der politischen Literatur nicht nur unseres baltischen Landes fortleben, mit ihm ist einer der tüchtigsten Vermittler der Kenntnis osteuropäischer Verhältnisse in Westeuropa dahingegangen.

H. Diederichs.

Anmerkung des Herausgebers.

Die beiden in diesem Heft zum Abdruck gebrachten Studien Brüggens sind in den Grenzboten 1892 und 1900 erschienen. „Dynamit" gibt in großen Zügen das sozialpolitische Programm des Verfassers wieder, — die warmen Töne, welche Brüggen in „Erdboden" anschlägt, erinnern an W. H. Riehl.

Dynamit.

Archimedes, der große Forscher, soll bekanntlich gesagt haben, er wolle die Erde aus ihren Angeln heben, wenn man ihm einen festen Standpunkt außerhalb der Erde gebe. Nun, wenn er den festen Punkt gefunden hätte, und wenn er darauf eine Kraft, die Erde zu bewegen, gestützt hätte, so wäre er der größte Erfinder aller Zeiten gewesen, aber — er hätte schleunigst müssen gehenkt werden. So paradox das klingt, so dürften sich doch in der gegenwärtigen Zeit der Dynamitbomben einige Leute finden, die Neigung verspürten, meine Behauptung nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen, sondern die nachfolgenden Gedanken ernstlich zu prüfen. Ich denke so: wenn Archimedes eine Kraft, sei es in Form einer Maschine oder eines Sprengstoffes oder wie sonst, erfunden hätte, durch die die Erdkugel hätte aus ihrem gewöhnlichen Laufe gebracht oder in ihrer Gesamtheit zerstört werden können, so wäre das der gewaltigste Sieg des Menschengeistes über die Natur gewesen, der uns möglich scheint. Aber die Gefahr, daß diese Erfindung eines Tages in Wirklichkeit angewandt werden könnte, müßte dazu nötigen, daß die Erfindung samt dem Erfinder so schnell als möglich wieder aus der Welt geschafft würden. Denn vorläufig sind deren nnr wenige, die ernsthaft die Selbstvernichtung des Menschengeschlechts für das Vernunftmäßige halten, und es gibt noch weniger Leute, die, obgleich sie so denken, bereit wären, es auszuführen. Die meisten wollen weiterleben und fürchten nichts so sehr, als daß sie getötet werden, oder gar daß der letzte Tag dieser Welt herankommen könnte, und diese meisten würden einen solchen Archimedes samt seiner Erfindung mit aller Vernunft henken und vernichten.

Archimedes hat seinen Punkt zum Glück nicht gefunden; aber unser Jahrhundert ist zu Erfindungen und Entdeckungen gelangt, die mannigfache Naturkräfte in solchem Maße dem menschlichen Willen dienstbar machen, wie es selbst der kühne Geist eines Archimedes schwerlich geahnt hat, und wenn wir auch nicht mit Dynamit, Melinit usw. den Erdball aus seiner Bahn werfen können, so können wir doch Wirkungen der Zerstörung damit erzielen, die Leben und Güter der Menschen in großem Umfange treffen. Die neuen Sprengstoffe zeichnen sich zugleich dadurch aus, daß sie von Übeltätern angewandt werden können mit weit stärkerer Wirkung und weit geringerer Gefahr der Entdeckung des Täters, als es bei den früheren Zerstörungsmitteln möglich war. Der Verbrecher ist mit seiner persönlichen Kraft weit weniger an dem Verlaufe der Zerstörung beteiligt als früher, wo zur Erzielung derselben Zerstörung ganze Tonnen Pulvers oder schwerfällige und zahlreiche Werkzeuge nötig gewesen wären. Die Spur, die der Verbrecher, der mit Melinit oder Dynamit arbeitet, zurückläßt, ist gering, seine Ergreifung und Bestrafung entsprechend schwieriger; mit jeder Verbesserung dieser Stoffe läuft der Verbrecher weniger Gefahr, und in demselben Maße verkürzt sich der Weg von der Absicht zur Ausführung. Wer vor hundert Jahren ein Haus zerstören wollte, mußte dazu Vorbereitungen treffen und Gewaltmittel anwenden, die kaum geheim bleiben konnten: ein Faß Pulver trägt man nicht in der Hosentasche durch die Tür und ohne Pulver hätte es einer ganzen Bande, mit Axt und Stangen bewaffnet, bedurft, um die vier Wände eines Dorfhäuschens umzuwerfen. Heute zieht man eine Sardinenbüchse aus der Tasche, legt sie mit angezündetem Faden im Hause nieder, geht seiner Wege, und das Haus, eine Wohnung von Hunderten von Menschen, stürzt zusammen. Früher hörte der Förster im Walde den Knall aus dem Gewehr des Wilderers und sah den Rauch, und dadurch gewarnt, konnte er den Verbrecher einfangen oder sich wehren. Jetzt erkennt er kaum den Gegner hinter dem Busch; auch der Wilderer ist, mit rauchlosem Pulver versehen, im Vorteil, wie jeder andere, der heimlichen Mord mit der Feuerwaffe plant. Gerade die schwersten Verbrechen, die gegen das Leben der Mitmenschen gerichtet sind, die Massenzerstörung von Menschen oder Gütern bezwecken, gerade diese werden heute so leicht bewerkstelligt wie nie zuvor, und diese Leichtigkeit

ebenso wie die Verminderung der Gefahr der Entdeckung und Ergreifung des Täters mehren die Versuchung, erleichtern dem Bösewicht den Entschluß. Vor hundert Jahren wäre es einem Ravachol gar nicht in den Sinn gekommen, ein großes Haus zu zerstören, um einen darin befindlichen Mann zu töten; die Pulververschwörung gegen das englische Parlament wird noch heute, nach Jahrhunderten, alljährlich als ein Anschlag von unergründlicher Schrecklichkeit feierlich gebrandmarkt, obwohl es damals zu gar keiner Explosion von Pulver gekommen ist. Heute vermag der feigste Wicht das englische Parlamentshaus so gut als ein beliebiges anderes Haus in die Luft zu sprengen, und eben kommt aus London die Nachricht, daß ein solches Attentat befürchtet werde. Wie viel leichter ausführbar ist aber ein solches heute als vor zweihundert Jahren! Ja, was ist heute überhaupt vor der Zerstörung durch die frevelnde Hand eines einzigen Menschen, durch den zur Tat werdenden Willen weniger Minuten sicher? Ein verbrecherischer, ein wahnsinniger Mensch kann in einem Nu den Kölner Dom, den St. Peter, ja eine Pyramide Ägyptens vernichten. Der Gedanke ist unheimlich, grausig. Denn wir kurzlebigen Menschen achten die Dauerhaftigkeit unserer Werke um so höher, als wir uns der Vergänglichkeit alles Irdischen und unserer eigenen Kurzlebigkeit bewußt sind; wir empfinden uns selbst dauernder in unseren Werken, wir leben in ihnen fort und darum ist uns heilig, was „grau vor Alter ist“. Und diese unsere höchsten Heiligtümer, sie sind heute jedem Buben preisgegeben! Gibt es nicht die allerabsonderlichsten Formen geistiger Unregelmäßigkeit? Kann es nicht jederzeit einen weltmüden Touristen geben, der, bloß um etwas Außerordentliches getan zu haben, den Vatikan sprengt oder den Louvre? Mir geht aber, aufrichtig gestanden, der Vatikan oder der Louvre selbst über das sehr ehrenwerte englische Parlament. Was der Wut ganzer Völker, was einer langen Reihe von Jahrhunderten widerstand, die Schöpfungen von Menschenhand, an denen wir uns in unserem menschlichen Bewußtsein erheben, um ihrer Größe, Dauer und Schönheit willen, um der Kraft des Geistes willen, der sie schuf, des Talents, das sie ausführte, die höchsten Werke der Kultur — sie sind heute gefährdet, wie sie es noch nie waren. Was ehedem nur ein gewaltiges Naturereignis, etwa ein Erdbeben, zu erschüttern vermochte, das vernichtet heute jeder, der sich ein paar Zentner

Dynamit verschafft. Und jeder kann sich die heute verschaffen. Was früher der Kraft von Völkern widerstehen zu können schien, ist jetzt wehrlos dem einzelnen preisgegeben. Schon die Möglichkeit so ungeheurer Zerstörung reicht hin, die gebildete Welt in steter Sorge zu erhalten und die Forderung in ihr zu erwecken, daß diese Sorge so weit als irgend möglich aus ihrem Gesichtskreis entfernt werde. Vielleicht wäre uns besser, wenn weder das Pulver noch seine späteren Verwandten jemals erfunden worden wären; denn wollte man berechnen, wieviel diese Sprengmittel den Menschen genützt und wieviel sie zerstört haben, ich glaube, die Rechnung würde dafür sprechen, daß wir da ein Danaergeschenk der Kultur empfangen haben. Freilich, es kommt auch auf den Empfänger an, er kann es nützen oder mißbrauchen. Wir Europäer haben das Pulver zwar nicht zuerst erfunden, aber sobald wir es kennen lernten, wurde es sofort hauptsächlich zu zerstörenden Zwecken verwandt. Die Chinesen haben es viele Jahrhunderte vor uns gekannt, aber, soviel ich weiß, nur in beschränktem Maße für den Krieg angewandt. Und kaum haben wir Dynamit, Nitroglyzerin, Forcit und wie diese Teufelspulver alle heißen, zusammengebraut, so sind wir Kultureuropäer auch flugs dabei, den möglichst schlechten Gebrauch davon zu machen. Zu allererst treten diese Kraftmittel in den Dienst des Krieges der Staaten und der Völker gegeneinander; sodann werden sie die Waffe im Kampf der Bürger untereinander: die Revolution, die Anarchie greifen ihre Gegner mit diesen so einfachen und so verderblichen Waffen an.

Die Gefährlichkeit dieser Sprengstoffe und besonders ihrer Anwendung durch jeden einzelnen gegen unersetzliche Schöpfungen der Kultur und gegen große Menschenmengen, schon diese Möglichkeit müßte uns zu schleunigen Mitteln der Vorbeugung greifen lassen. Nun kommt aber hinzu, daß sich große Verbindungen von Menschen zusammengefunden haben, die der Kulturwelt offen mit diesen neuen Waffen entgegentreten.

Unsere neuere Kultur zeichnet sich dadurch aus, daß sie die Bewegung von großen Massen befördert. Auf den wesentlichsten Gebieten des gesellschaftlichen Lebens ist diese Wirkung im großen bezeichnend für unsere Zeit: so in der Produktion, im Verkehr, in der Literatur, in der Kunst, im Kriegswesen, in der Politik — jede Bewegung, jedes

Schaffen, jedes Unternehmen geht gleich ins Massenhafte, und jeder neue Gedanke — wenn auch neu nur für uns Lebende — trifft alsbald den Geist von Millionen, er wirkt heute rund um den Erdball, während ihm gestern, während vor tausend Jahren, als er in Rom, in Alexandrien schon einmal gedacht wurde, die Mauern der Stadt, die Ufer des Mittelmeeres zur Grenze der Wirkung wurden. Zu allen Zeiten hat der einzelne nach Besserung seines Lebenszustandes, haben die unteren Volksklassen nach Mehrung von Besitz, Recht, Macht gestrebt, haben sich die oberen Klassen verteidigen müssen gegen dieses Andrängen, das sie in ihrem Besitz, ihrem Recht, ihrer Macht einengte, bedrohte. Und je höher die Kultur eines Volkes war, um so sicherer und heftiger traten diese Kämpfe ein und wurden wieder im Verhältnis zur Kulturhöhe zerstörend. Denn überall wird die Kultur namentlich von den oberen Volksklassen getragen und vertreten, und der gegen diese Klassen gerichtete Angriff trifft zugleich die von ihnen gehüteten Schöpfungen des Kulturlebens. Selbst so verderbte Herrscherklassen wie die des kaiserlichen Roms oder Frankreichs im vorigen Jahrhundert oder Englands unter Jakob dem Ersten waren doch die Inhaber und Träger der Kultur ihres Landes, und als sie gestürzt wurden, rissen sie eine Menge von Schöpfungen hohen Geistes und langer Arbeit mit in ihren Fall. Die Moral wandelt eben ihre eigenen Wege, oder vielmehr die Kultur, das materielle und geistige Schaffen des Volkes, ist in ihrem Gange nicht gebunden an gut und böse, an moralischen Auf- oder Niedergang. Sie ist es so wenig, daß viele der erhabensten Denkmäler der Vergangenheit ihr Entstehen gerade Geschlechtern verdanken, die durch das Sinken sittlicher Kraft bezeichnet werden. Die Wunder des kaiserlichen Roms, die Schöpfungen des Cinquecento, der Louvre zu Paris, ja die Werke eines Horaz, Ovid, Molière, Shakespeare, sie alle sproßten keineswegs auf einem Boden empor, der durch die sittliche Größe seiner Bewohner glänzte.

Wo aber die in ihrem berechtigten Streben nach Besserung ihrer Lage allzusehr gehinderten niederen Volksmassen zur Gewalt greifen, da überträgt sich leicht der Grimm gegen die Unterdrücker, der Neid gegen die Reichen, die entfesselte tierische Wut gegen alles Höherstehende dem menschlichen Gegner auf dessen Besitz und zuletzt auch auf das, was, wenn es nicht sein Besitz ist, so doch der rohen Masse geistig und

sittlich zu ihm, den leitenden und herrschenden Klassen gehörig erscheint. Instinktiv erkennt der Pöbel an, indem er eine Vendomesäule oder die Tuilerien zerstört, daß diese Schöpfungen der Kultur weniger zu ihm, als zu den oberen Klassen als Trägerinnen der Kultur des ganzen Volkes gehören. Er meint, indem er gegen Kunst und Wissen anstürmt, damit fremdes Gut zu treffen, seine Gegner in den herrschenden Klassen zu treffen; denn es fehlt ihm das Verständnis für die allgemeine, auch für ihn geltende Bedeutung der höchsten Kräfte und Schöpfungen der Kultur. Die Volksrevolutionen haben zwei vorherrschende Beweggründe, den religiösen und öfter noch den nackt materiellen. Das niedere Volk erhebt sich gegen Regierung oder Aristokratie meist aus materiellen Ursachen; es will etwas Besseres in seinem Topfe haben, als bisher darin zu finden war, die rohe Masse wird wütend für ihren Glauben und für ihren Magen. In beiden Fällen haben Wissen und Kunst wenig mitzureden. Denn die religiösen Gemeinschaften haben sich erfahrungsmäßig zu beiden bald freundlich, bald feindselig verhalten, und die hungernde Menge achtet beide gering. Der Instinkt der Menge sieht in den Werken eines Malers so gut wie eines Professors Gegenstände des Luxus, und indem er den Luxus berechtigterweise mit den herrschenden Klassen in Verbindung setzt, richtet er seine Angriffe auch gegen die Erzeugnisse der Kunst und der Wissenschaft. Noch schneller als diese fallen andere Güter des Kulturlebens den erregten Massen zum Opfer, Recht, Ordnung, Sitte, sie sind es, die in erster Linie dem materiellen Verlangen im Wege stehen und daher von der Volksrevolution zuerst niedergerannt werden. Aber der Kampf auf diesem zunächst immateriellen Boden ist doch in seinen Wirkungen ein sehr anderer, als der gegen Werke von Kunst und Wissenschaft. Recht, Sitte, Ordnung sind flüssig, sie wechseln stets in Form und Inhalt, und eigentlich hört, auch in den friedlichsten Zeiten, der Kampf um sie nie auf: die gesamte Tätigkeit von Justiz und Polizei ist eine Verteidigung gegen die auf diesem Gebiete geschehenden Angriffe. Diese Güter können daher ihrer Natur nach, auch nach einer gewaltsamen Zerstörung durch eine Volkserhebung, wieder hergestellt werden, und sie werden auch in der Tat immer, wenn auch in geänderten Formen, wieder hergestellt infolge des Bedürfnisses jedes Kulturvolkes, diese Grundlagen des Kulturlebens zu sichern, in welcher

Form es auch geschehen möge. Gesetz, Ordnung, Sitte erheben sich alsbald aus dem Aschenhaufen, auch wenn er so groß ist wie der von 1794. Die materiellen Werke der Kultur dagegen, einmal vernichtet, bleiben verloren für alle Zeit; die von der Wut der Menge hingemordeten Menschen leben nicht wieder auf. Vor diesen unersetzlichen Verlusten hat sich jedes Volk möglichst zu schützen.

In früherer Zeit haben durch Mißregierung, durch Hunger, durch religiösen Wahn erregte Volksmassen gemordet, gebrannt, große Verwüstungen angerichtet. Es hat soziale Erhebungen gegeben, in denen die mißhandelten Bauern sich zusammentaten, um die Schlösser zu brechen, um Städte einzuäschern zur Befriedigung ihrer Rache für erlittenes Unrecht. Aber es hat, wenigstens in Europa, noch keine Zeit wie die unsere gegeben, wo, ohne die Erhitzung des Blutes durch revolutionäre Erhebung, in so weiten Kreisen des niederen Volkes die Zerstörung dessen, was wir als Errungenschaften unserer Kultur verehren, zum Ziele kühl denkender, planvoll handelnder Verbindungen gemacht wird. Ja mehr noch: was jederzeit für Verbrechen galt, wird von vielen Tausenden offen für Wohltat erklärt, von Millionen mit moralischer Duldung angesehen, grundsätzlich, in sittlichem Bewußtsein werden Mord und Verwüstung gepredigt und ausgeführt. Vielleicht ließen sich in dem China des elften Jahrhunderts ähnliche Zustände wiederfinden, wie die sind, zu denen die heutige soziale Strömung in Europa hintreibt. Wenigstens wird erzählt, daß damals die sozialistische Idee bis zur Verstaatlichung von Grund und Boden, Handel, Gewerbe durchgeführt worden sei, wodurch dann das Land ruiniert wurde. Aber es hieße Perlen vor die Säue werfen, wenn man mit Lehren der Geschichte gegenüber Volksbewegungen kämpfen wollte, die sich von dem allgemeinen sittlichen Boden alles Kulturlebens offen lossagen, indem sie das persönliche Eigentum für ein Unrecht erklären und dann im Kampfe gegen dieses Unrecht zur Rechtfertigung der Zerstörung von Eigentum und Leben der Besitzenden gelangen, indem sie bestehendes Recht zum Verbrechen und das Verbrechen zum Recht machen. Mag das Streben der unteren Volksklassen nach Besserung der Lebenslage noch so sehr gebilligt werden, so kann doch nimmer als richtiger Weg zu diesem Ziele der Umsturz der ersten Grundlagen alles gesitteten Volkslebens angesehen werden. Hier muß das Prinzip festgehalten

werden, oder es gibt in aller Welt kein Prinzip. Der heutige Anarchismus sagt sich offen los vom staatlichen Gesetz: der Staat hätte wohl ein formelles Recht, das Gesetz ihm gegenüber außer Geltung zu setzen — es wäre das nur logisch. Wer sich vom Staat und von seinem Rechte lossagt, der darf auch nicht mehr auf den Schutz des Staates Anspruch machen: streng genommen müßte er vogelfrei sein. Doch fordert die staatliche Moral, daß über die strenge Logik des Rechts hinaus auf die Leidenschaft des einzelnen wie der Massen Rücksicht genommen werde; und hier ist Leidenschaft, nicht Vernunft, hier ist, wenigstens bei der großen Masse der Anarchisten, rohes Wollen, nicht geordnetes Denken. Schwer ist es, im einzelnen die Richtschnur anzugeben, nach der der Staat seine Abwehr gegen diesen offenen Feind zu treffen hat. Wie bei offenem Aufruhr der Unschuldige mit dem Schuldigen leidet, wie der ruhige Bürger, der seines Weges geht, von der Kugel getroffen wird, die dem Empörer galt, und sich deshalb doch nicht über die staatliche Gewalt beklagen darf, so wird in weit größerem Umfange der von Demagogen mißleitete Arbeiter zu leiden haben unter den Schlägen, die der Staat zu seiner Selbstverteidigung zu führen hat. Wie verdunkelt ist das staatliche Bewußtsein des Arbeiters, der jahraus jahrein predigen hört, er sei der von Staat und Bürgertum ausgebeutete, rechtlose Sklave, der seine Fesseln brechen müsse! Wie abgestumpft ist der Rechtssinn des einfachen Mannes, dessen ganzes Rechtsleben im sittlichen Empfinden liegt, und der jahrelang daran gewöhnt worden ist, seine ersten bewußten Rechtserörterungen von dem Ausgangspunkte der Gewalt aus vorzunehmen und auf dem Boden des ihm vermeintlich durch Staat und Aristokratie zugefügten Unrechts reifen zu lassen! Darf der Staat diese wichtigste Quelle allen Kulturlebens, den Rechtssinn, trüben lassen im Namen der Freiheit des Denkens und Redens? Gedankenfreiheit! Ja wenn es auf Erden etwas Ideales gäbe, das in unfehlbarer Reinheit keiner Fälschung ausgesetzt wäre! Aber was liegt alles zwischen der Gedankenfreiheit, die Posa fordert, und der, in deren Namen die Zerstörung gepredigt wird! Wenn der Staat dem Anarchisten, der sich von ihm lossagt, nicht alle staatlichen und bürgerlichen Rechte entzieht, so muß er sich um so stärker gegen den Mißbrauch der dem Anarchisten gelassenen Rechte schützen. Er muß das Rechtsbewußtsein des Volkes

vor der Vergiftung schützen, gerade wie er Leben und Eigentum vor dem Dynamit zu schützen hat, mit den stärksten, nötigenfalls mit gewaltsamen Mitteln.

Man setze auf die anarchistische Propaganda hohe Zuchthausstrafe, man lege jedem Dynamitpolitiker für den erwiesenen Versuch den Kopf zwischen die Füße und man wird nicht mehr getan haben, als was die Selbstverteidigung eines Kulturstaates, was das Interesse eines gesitteten Volkes fordert. Hier ist keine Milde möglich, denn es steht allzuviel auf dem Spiele. Vor allem aber muß die Fabrikation von Sprengstoffen verstaatlicht, monopolisiert, jeder Handel damit sowie der unberechtigte Besitz streng bestraft werden. Die unerlaubte Anfertigung dieser Sprengstoffe und die Entwendung von Sprengstoffen muß als Versuch der Sprengung behandelt und mit dem Tode bestraft werden. Wird die Tat, auch der allerentfernteste Versuch eines mit Sprengstoff auszuführenden Verbrechens nicht mit der äußersten Härte geahndet dann wird nichts übrig bleiben, als die Gesinnung, den Anhänger der anarchistischen Lehre zu strafen: der Staat wird die Lossagung von seinem Gesetz mit Entziehung der Staatsangehörigkeit beantworten müssen. Wenn heute Athanasios, in den Schluchten des Balkans den Reisenden auflauernd, bei guter Gelegenheit einige tausend Goldstücke erschnappt, so hallt ganz Europa wieder von Entrüstung, und man hält jedes Gewaltmittel für gut, diesem Übeltäter den Garaus zu machen. Und welch ein harmloser Geselle ist dieser Athanasios samt seiner bis an die Zähne bewaffneten Bande, und wäre sie tausend Strolche stark, gegenüber einem Ravachol und den Tausenden, die zu dessen Bande gehören! Dort wird Herr Cohn um etwas von seinen Schätzen erleichtert — gut, es ist nicht recht, und kriegt man den Athanasios, so henkt man ihn. Nur daß Athanasios sich nicht kriegen läßt, sich verbirgt und, in harmloser Tracht den friedlichen Bürger spielend, fortan vielleicht ein stilles, höchst ungefährliches Dasein führt. Ein Ravachol, mit einer Blechkapsel bewaffnet, kann den Palast Bourbon samt allen Deputierten in die Luft sprengen, ja er kann noch mehr, nämlich Louvre oder Notre Dame de Paris in Ruinen legen, ehe man mit allen zu Gebote stehenden Mitteln und in ganz Europa der ungeheuren Gefahr zu begegnen sucht, die einem Ravachol durch die modernen Sprengstoffe in die Hand gelegt ist. Kann man aber etwa

die Börse des Herrn Cohn oder irgendeines anderen Mannes mit dem Wert vergleichen, den der Louvre für die gesamte kultivierte Welt hat? Kann man die Ziele eines Räubers denen eines Anarchisten gleichstellen? Kann man die Gefährlichkeit ihrer Waffen vergleichen? Kann man die Moral des Räubers niedriger stellen als die des Anarchisten, oder die moralische Kraft der türkischen Regierung niedriger als die der französischen Regierung und des Pariser Schwurgerichts? Kann man, in gewissem Sinne genommen, sagen, die staatlichen Zustände seien gesicherter, der Schutz von Leben und Gütern größer, der Sinn für Ordnung stärker in der Heimat eines Ravachol, als in der eines Athanasios? Und nach wie vor erklärt ein Ravachol seine Tat für eine löbliche, nützliche Tat, die Nachahmung verdiene, und rühmt sich des Zerstörens und findet Anhänger, die nicht verfolgt noch dingfest gemacht werden, bis auch sie dies oder jenes auffliegen lassen. Es wandelt einen bei diesem Vergleich fast die Neigung an, sich aus der Nähe eines Ravachol fortzumachen und einen Athanasios zum Nachbar zu suchen. Weiß wie Wolle erscheint das Verbrechen im Balkan, und blutrot das in Paris. Athanasios samt seinen Gesellen ist verschwunden; aber überall in Frankreich, Belgien, in Spanien, in Italien knallt es von Sprengpatronen, die Bande der Dynamitpolitiker ist sehr groß und sehr viel besser bewaffnet und sehr viel zerstörungswütiger, als es alle Räuberbanden Europas jemals waren. Und diese Bande geht frei umher, ruhmt sich ihres Handwerks, unterhält Zeitungen, und die Welt will sie im ganzen noch nicht einmal für Verbrecher halten, man untersucht ganz ernsthaft diese Dynamitpolitik nach Für und Wider, und meint, das wäre keine Verbrecherbande, sondern eine Partei, das wären nicht Halunken, sondern Politiker!

Wenn solche Lammesgeduld die Gesellschaft unserer Zeit oder auch nur einen Teil beseelt, dann verdient sie wohl auch vom Wolf gefressen zu werden; es wäre bald zu Ende mit unserer Kultur. In den Darlegungen Toquevilles und Taines über die große Revolution hat mich kaum etwas anderes so in Erstaunen gesetzt, als die Lammesnatur der französischen Aristokratie beim Beginn der Tragödie. Da wird gemordet, geplündert, gesengt und gebrannt und kaum einer der Geschädigten verteidigt sich und seine Habe. Der Schloßherr öffnet auf die Forderung

seiner Bauern die Tore seines festen verteidigungsfähigen Hauses und läßt es plündern; der kräftige wohlbewaffnete Mann läßt den Pöbel, mit milder, vorwurfsvoller Rede ihn empfangend, in sein Haus dringen, sein Weib, seine Kinder, sich selbst mißhandeln, ohne auch nur die Faust zu erheben; der junge, gesunde Mann, ja der Offizier reicht einem Dutzend Strolchen die Hände zur Fesselung dar ohne Widerstreben; der Hausherr verbietet seinen treuen Dienstboten, die ihn und das Haus verteidigen wollen, eine Hand zu rühren gegen die eindringende Schar, fast gewiß, zum Tode abgeführt zu werden. Kaum einer, der es vorzieht, sein Leben sich so teuer als möglich bezahlen zu lassen, der Manns genug ist, den Degen zu ziehen, und wenn es dann zum Tode geht, im Kampf für Leben, Familie, Hab und Gut zu fallen. Nachher gehen dann diese blutscheuen, unnatürlich manierlichen Leute mit einer wunderbaren Würde aufs Schafott, eine in vollendeten Umgangsformen entnervte Gesellschaft, ein in der Treibhausluft des Hoflebens, in geistreicher Leckerei, in weicher Formenkultur der kräftigen Luft der Natur entwöhntes, an Willen zum Handeln, an Willen zum Leben erschlafftes Geschlecht, zuoberst der König selbst, dem nicht bloß die Kraft, sondern auch das Bewußtsein seiner königlichen Gewalt fehlte. Wären es kräftige Männer gewesen, diese oberen Klassen von 1789, wer weiß, ob eine entschlossene Verteidigung trotz all der schreienden Mißstände politischer und sozialer Art, die sich angehäuft hatten, nicht dennoch Staat und Gesellschaft vor diesen Orgien der Bestie im Massenmenschen, die man noch heute manchmal als notwendige und große Episode der Weltgeschichte rühmen hört, gerettet hätte. Freilich, ein Schwächling wie König Ludwig, der kein Blut sehen konnte, und eine Aristokratie, die ihm gleich war, kurz leitende Gewalten, die nur noch von Anstand, Würde, Milde, von Scheu vor der Gewalt beherrscht waren, sie wurden von der geistlosen Faust und dem unanständigen Willen der Massen leicht niedergeschlagen. Nachher machte man aus dem Siege brutaler Naturkraft über krankhafte Verweichlichung weltbewegende Ideenkämpfe, aus dem Fußtritt eines zügellos gewordenen Pöbels erhabene Prinzipien, aus der Sinnlosigkeit der wild gewordenen Herde tiefe Weisheiten von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Und noch heute betet so mancher diesen Götzen an, und noch heute kann man die drei Heiligenbilder des Anarchismus von 1793 an allen

Straßen zu Paris prangen sehen, zum Beweise dafür, zu welchem Unsinn ein Volk herabsinken kann, wenn die Staatsformen seines Kulturlebens nicht von starken Händen, klarem Bewußtsein und kräftigem Willen gehütet und verteidigt werden.

Gott bewahre uns vor solcher Schwäche! Die leitenden Klassen wenigstens, einige Männer wenigstens sollten die Erfahrungen der Geschichte sich und der Welt zunutze machen. Mit Leuten von dem Schlage der Pariser Kommunarden von 1871 gibt es kein Paktieren, es muß Gewalt angewendet oder Gewalt erlitten werden.

Man ist in Paris und anderwärts empört über die Schwäche, die Richter, Anwalt, Geschworene und zuletzt die gesamte Regierung in und nach dem Prozeß gegen Ravachol gezeigt haben. Mit einigem Recht, wenigstens gegenüber Regierung, Richter und Anwalt. Allein man darf von dem Durchschnittsmenschen nicht mehr als einen Durchschnittsmut verlangen. Der Geschworene ist ein Durchschnittsmensch; und man wird vergeblich erwarten, daß er seinen Spruch tue genau nach dem Tatbestand, wenn dieser in der Rocktasche eine Dynamitdrohung mitbringt. Das wäre eine unbillige Erwartung. Selbst Staatsanwalt und Richter werden ihre Sicherheit einbüßen, wenn man ihnen allein, ohne Geschworene, den Anarchisten überliefert. Bleibt es bei dem ordentlichen Prozeßverfahren, so wird der Terrorismus der Anarchie die Folge sein. Vielleicht führt das zu Zuständen, wie die waren, die das Vehmgericht schufen. Gegen das im geheimen schleichende Verbrechen ersteht die im geheimen schleichende Rechtsprechung, gleichviel, ob vom Staate geleitet oder vom Bürger selbständig geübt. Und es wäre des Erwägens wert, ob nicht die Gründung geheimer Orden zur Bekämpfung der Anarchie eine zeitgemäße Handhabe abgeben könnte, um die Gewalt des Staates in diesem Kampfe zu ergänzen. Die Verantwortung des Staates für die Handlungen der Dynamitpolitiker ist so groß, daß sie ihn allzusehr gefährdet. Wenn heute das Rathaus zu Berlin aufflöge, würde die Stellung der Regierung dadurch etwa nicht erschüttert werden, wie die der französischen Regierung durch die letzten Vorgänge erschüttert worden ist? Und wäre irgendeine Regierung imstande, vermöge des Musters aller Polizeien annähernde Sicherheit dafür zu bieten, daß sich morgen kein Mensch in Berlin im privaten Besitz von ein paar Pfund Dynamit oder Nitroglyzerin, oder

2*

wie die interessanten Erzeugnisse der Wissenschaft sonst heißen, befinde? Fliegt dann morgen eine der großen Bierhallen, später noch einiges andere auf, so werden auch bei unserer guten Zucht und Ordnung die Anarchisten nicht mehr gar fern von ihrem nächsten Ziele angelangt sein. Die beste Polizei und die stärkste Regierung vermag, wie die Sprengstoffe gegenwärtig gehandhabt werden, die Sicherheit vor anarchistischem Massenmord und der Zerstörung im großen nicht zu gewähren. Die rohe Gewalt der Masse, zu allen Zeiten in ihrer Erregung gefährlich, wird durch diese Waffen so sehr gesteigert, daß die Waffe ihr um jeden Preis entwunden werden muß. Denn an Erregung wird es der Masse heute nie fehlen, dank den anderen Erfindungen, durch die auch die wahnwitzigsten Gedanken, die leidenschaftlichsten Unternehmungen nach unbegrenzten Fernen in sehr kurzer Zeit und auf große Mengen ihre Wirkung ausüben können.

Zu den im vorigen Abschnitt bezeichneten Gefahren, die in der Energie der modernen Zerstörungsmittel wurzeln, kommt hinzu, daß leider wenig Aussicht vorhanden ist, daß die wesentlichen Ursachen der Gärung in den Massen, die zu den anarchistischen Ausbrüchen führt, werden entfernt werden. Die neue soziale Gesetzgebung ist der Ausdruck des Bestrebens einer pflichtbewußten Regierung, nicht bloß der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen, sondern den Leiden der untersten Klasse Abhilfe, wenigstens Linderung zu bringen. Doch kann sich keine Regierung in der Hoffnung wiegen, jemals das Ideal des idealen Sozialdemokraten zu verwirklichen, das doch wesentlich darin besteht, einen Zustand zu schaffen, worin es keine leidende, keine entbehrende unterste Klasse, keine von dem Verdienst des Tages lebende, von Kapitalisten und Aristokratie abhängigen Arbeitermassen gäbe. Am wenigsten geeignet, sich diesem Ideal zu nähern, ist der Industriestaat. Hier liegt es in dem grundlegenden System der Volks- und Staatswirtschaft, daß sich große und schwankende Kapitalmengen anhäufen in den Händen einzelner, und daß sich ihnen gegenüber große und abhängige Arbeitermassen zusammenballen. Das Volk, dessen Hauptarbeit eine industrielle ist, arbeitet notwendig und zum großen Teil für die Ausfuhr, für andere Völker. Der moderne Verkehr verpflanzt die

Möglichkeit industrieller Produktion sehr schnell in Länder, die bisher nur von fremder Industrie lebten. In früherer Zeit wachte der Staat eifersüchtig darüber, daß die Fertigkeiten des eigenen Volkes nicht von anderen Völkern erlernt, daß die eigenen Kenntnisse nicht auswärts verbreitet würden. Wo die Weberei blühte, suchte man keinen Weber aus dem Lande zu lassen, wo die Waffenschmiede berühmt waren, suchte man zu verhindern, daß Waffenschmiede zum Nachbar zögen, um ihre Kunst dort zu lehren. Vor dreihundert Jahren wäre man wohl nicht wie heute bestrebt gewesen, in China Fabriken zu errichten und damit den gelehrigsten Nachahmern, den begabtesten Technikern der Welt die Mittel aufzudrängen, die eigene Ausfuhr europäischer Waren nach China in diesem ungeheuren Absatzgebiet entbehrlich zu machen. Damals hätte man sich auch gehütet, die besten Geschütze der Welt aus der eigenen Werkstatt in Essen an alle Staaten, die sie wünschten, verkaufen zu lassen; man hätte auf den aus dem Verkauf nach auswärts dem Herrn Krupp und der unter ihm arbeitenden Menge zufließenden Gewinn verzichtet, um sich die Überlegenheit der eigenen Geschütze über fremde möglichst lange zu erhalten. Heute ist man darin sorgloser, man ist auch weniger imstande zu verhindern, daß irgendeine Erfindung oder Entdeckung sofort Eigentum aller kulturverwandten Völker werde.

Eine Folge dieser Fähigkeit freier und schneller Verbreitung der industriellen Produktionsmittel ist, daß sich die Sicherheit und Stetigkeit der Absatzgebiete vermindert haben. Jahrhundertelang besaßen die alten Kulturstaaten Europas das Monopol der Industrie für Osteuropa, Amerika, einen Teil Asiens, jahrhundertelang hat England zäh und rücksichtslos sein Monopol der Fabrikarbeit nicht nur gegenüber seinen Kolonien, sondern auch Spanien, Portugal, der Türkei gegenüber festgehalten, was ihm hauptsächlich die Möglichkeit gewährte, große Reichtümer, aber auch eine außerordentliche Arbeitermenge in seinen Grenzen anzuhäufen. Die Monopolisierung der industriellen Produktion in diesem Sinne ist in neuerer Zeit geschwunden, und an ihre Stelle ist das eifrige Bestreben der Staaten getreten, sich möglichst schnell und möglichst vollständig industriell selbständig zu machen; das heißt: jeder Staat sucht die Industrie bei sich aufs lebhafteste zu fördern und die Einfuhr industrieller Erzeugnisse zu beschränken. So schließt sich Ruß-

land seit Jahrzehnten industriell immer mehr ab, so hat Nordamerika ziemlich plötzlich durch die neueste Zollpolitik aufgehört, der offene Markt für alle Fabrikate Europas zu sein. Ein Beschluß der Regierung irgendeines Landes der fünf Weltteile, auf den unsere Regierung keinerlei Einfluß hat, kann plötzlich den verderblichsten Einfluß auf Hunderttausende, ja Millionen deutscher Bürger üben, weil sie bisher von dem Verkauf ihrer Fabrikate an jenen Staat lebten und nun ihres Absatzes beraubt worden sind. Solche Wirkung auf einige Staaten Europas haben wir vor kurzem bei Gelegenheit der Mac Kinley=Bill erlebt. Der Gang der Entwicklung zum Industriestaat führt zur Anhäufung von Reichtümern, aber auch zu erschütternden Rückschlägen und zu sozialen Mißständen, die unter Umständen die Wohltat des aufgehäuften Geldes aufwiegen können. Ja ich meine, daß ein Volk, das sich vorwiegend von Industrie nährt, sich ungesund nährt und stets einer tödlichen Krankheit ausgesetzt ist. Es gleicht dem Schmarotzer: fehlt oder verschwindet der fremde Körper, von dem es zehrt, so geht es zugrunde. Und heute bemühen sich die fremden Nährkörper sämtlich, so schleunig als möglich zu verschwinden.

Ein gesundes Verhältnis, scheint mir, wäre es, wenn die Industrie eines Landes ihren Schwerpunkt im Lande selbst, im Absatz daheim hätte und die Ausfuhr nur in zweiter Reihe stünde. Von dem Augenblick an, wo die Industrie ohne die Ausfuhr nicht mehr lebensfähig wäre, wo der Überschuß an Fabrikaten, der ohne Ausfuhr unverkäuflich bliebe, so groß wäre, daß der überwiegende Teil der industriellen Anlagen und Arbeiter dadurch zugrunde gerichtet würde, von diesem Augenblick an hört die Industrie auf, eine Wohltat des Landes zu sein und wird eine Gefahr. Es ist wie eine Hypertrophie eines Organs; eine Stockung des Blutumlaufs kann den ganzen Körper gefährden.

Zu dieser sozial=wirtschaftlichen Gefahr gesellt sich aber eine andere, die im Fall eines Krieges eintreten kann. Ein Land wie England ist zum größten Teil auf die Einfuhr von Nährmitteln von außen angewiesen. Sobald England von fremden Mächten zur See blockiert werden kann, ist es vom Verhungern bedroht. Die vier Millionen Menschen Londons, ein paar Wochen von der Zufuhr zur See abgesperrt, müssen einer Lage anheimfallen, in der die fürchterlichsten Beispiele von entfesselter Leidenschaft, die jemals bekannt geworden sind,

in Schatten gestellt werden. Aber auch Deutschland, von der See abgesperrt und mit Österreich verbunden im Kampfe gegen Rußland, wäre heute in einer verzweifelten Lage trotz seiner Kriegskraft. Denn unsere Industriebevölkerung findet, von Jahr zu Jahr anwachsend, von Jahr zu Jahr weniger ausreichende Nährmittel im eigenen Lande.

Dieser äußeren Gefahr sucht England vorzubeugen durch Stärkung seiner Kriegsflotte, jener inneren Gefahr, daß der Industrie der Absatz gebrechen könnte, durch unermüdliche Erweiterung seines Kolonialbesitzes. Auch Deutschland hat seit zwölf Jahren begonnen, sich nach neuen Landerwerbungen umzutun. Doch hat es bisher kein Kolonialland gefunden, das seiner Industrie erheblichen Absatz bieten könnte, noch auch solches, wohin der Teil seiner Bevölkerung auswandern könnte, der bisher in der Heimat aus irgendwelchen Gründen kein Genügen mehr fand. Solch ackerbauendes Kolonialland könnte es nur durch einen Krieg, eine Eroberung erwerben. Die Landbevölkerung drängt wie anderwärts, so auch bei uns, den Städten zu, und hier verwandelt sie sich großenteils in industrielle Bevölkerung. Das übermäßige Angebot industrieller Hände reizt das Kapital zu neuen industriellen Unternehmungen und fördert so noch mehr die über das gesunde Maß hinausgehende Massenproduktion von Waren, die erst einen Markt suchen müssen und, wenn sie keinen finden oder einen verlieren, soziale Mißstände und staatliche Gefahren hervorrufen. So wächst der industrielle Wasserkopf bedenklich an und die Beine werden immer dünner, der Brotacker, von dem sich das Stadtvolk nähren sollte, wird im Verhältnis zu der Menge der Verzehrer immer ungenügender.

Man hat längst erkannt, daß das Volkswohl bei weitem am sichersten auf der Grundlage des Ackerbaues ruht. Es wäre überflüssig, heute noch den längst gelieferten Beweis zu wiederholen, daß die Gesundheit des einzelnen wie der Massen am besten in den einfachen Verhältnissen des Landlebens mit seiner frischen Luft, seiner einfachen Kost, seiner Gleichmäßigkeit, seiner persönlichen und gesellschaftlichen Ruhe erhalten wird. Diese Gesundheit hat dann auch die Stetigkeit, die Dauerhaftigkeit, die erhaltende Kraft zur Folge, die zu allen Zeiten und allerorten die Landbevölkerung vor den Städtern ausgezeichnet hat. Wenn Entwicklung und Leitung der Kultur vornehmlich in der Hand der Städter liegt, so hat das Landvolk die bessere Be-

fähigung zu ihrer Erhaltung. Ein städteloses Land wie Rußland bleibt in der Kultur zurück, ein Volk von Städtern wie England oder Belgien ist der Gefahr ausgesetzt, das Gleichgewicht von Bedürfnissen und Mitteln der Befriedigung plötzlich zu verlieren und in heftigen Erschütterungen den Gang seiner Kultur auf lange hinaus zu unterbrechen. Ein starkes Übergewicht des Landvolkes ist die beste Gewähr für gesunde und gesicherte soziale Verhältnisse. Aber der heutige Berliner weist mit Stolz auf die Hunderttausende hin, die in Berlin zusammengepackt sind, und überall in Deutschland schwellen die Dörfer zu Städten, die Städte zu Großstädten an. Städtischer Geist und städtische Bedürfnisse wuchern hinaus aufs platte Land und ziehen den Landmann magnetisch vom Pfluge fort in die Werkstätten, die bunten Straßen, die erleuchteten Bierhallen, die Schauspiele der Stadt. Vielfach und dauernd ertönt die Klage, daß es auf dem Lande an Händen mangele, während die Städte von Arbeitern strotzen, die oft keine Arbeit finden. Das Ergebnis ist, daß immer mehr die Beschaffung der wichtigsten Lebensbedürfnisse, der Nährstoffe, fremden Ländern und Völkern überlassen wird. Daraus folgt weiter, daß Deutschland in wachsendem Maße gerade in den unentbehrlichen Erzeugnissen von Fremden abhängig wird, während diese Fremden sich beliebig von dem Bedürfnis nach den weit eher entbehrlichen Erzeugnissen Deutschlands befreien können. Unsere Lage nach außen verschlechtert sich mit dem Überhandnehmen unserer Industrie trotz der durch sie herbeigeschleppten Geldmengen, die überdies an sich nicht zu den dauerhaftesten Werten gehören.

Es gab eine Zeit, wo sich unter dem Bundschuh der verknechtete und mißhandelte Bauer zu Mord und Brand erhob wider die Herren. Wie heute der Landmann mit Schrecken auf die wilden Massen der städtischen Arbeiter blickt, die nur gewaltsam von der Erhebung zurückgehalten werden, so erschien dem damaligen Stadtbürger der Bundschuh als etwas Unerhörtes. Denn in dem städtischen Wesen herrschte Ruhe und Ordnung, Recht und Gesetzlichkeit, obwohl es an Reichtum und aufstrebender Kultur keineswegs fehlte. Aber die städtische Arbeit war wohlgeordnet, das Gemeinwesen selbst handhabte die öffentliche Gewalt, die unterste Klasse der Arbeiter war beschränkt in der Zahl, und durch die gesetzlichen wie physischen Hindernisse in der Bewegung des Volkes

wurde das Anstauen der Massen vermieden. Vor allem hatte die rohe Masse nicht die heutigen Mittel der Zerstörung in der Hand, der Bürger aber war ihr in den Waffen überlegen. Niemals hat die städtische Arbeit bei uns so geblüht wie zu jener Zeit, und niemals ist die soziale Ordnung der Städte fester gewesen. Die städtische Produktion hatte zwar ihren Absatz auch außerhalb des Weichbildes, außerhalb des eigenen Staates, sogar außerhalb des Reiches; aber nur zum kleinen Teil wurde für ferne Länder gearbeitet, in der Regel fand die Ware ihren Markt im Reiche selbst. Dieses Gewerbe des Mittelalters stand in gesundem Verhältnis zum gesamten Volk und war lange Zeit hindurch das gesündeste Glied am Körper des Reiches. Erst die Großindustrie der Neuzeit ermöglichte den verhängnisvollen Umschwung: daß die Knechtung des Arbeiters vom Lande in die Stadt zog, daß der Landarbeiter ein freier, gesund lebender Mann und der Fabrikarbeiter der gefesselte, verkommende Knecht der Dampfmaschine wurde. Stadtluft macht frei, sagte der alte Rechtsspruch; in anderem Sinne kann es heute heißen: Landluft macht frei. Je weiteren Umfang die Industrie eines Landes annimmt ohne entsprechende Erweiterung des eigenen Verbrauchs der Ware, um so bedrohlicher muß die anwachsende städtische Arbeitermasse der sozialen und staatlichen Ordnung werden. Entweder wir erwerben neue ackerbautreibende Länder, oder wir schränken unsere Industrie ein und befördern die Auswanderung der überschüssigen Kräfte; das wären die Mittel, das Mißverhältnis zwischen Fabrikvolk und Landvolk sich nicht weiter vergrößern zu lassen. Jedenfalls sollte der Staat, das Reich sich hüten, ohne Vermehrung des eigenen Ackerbaues wie bisher es für seine heilige Aufgabe zu halten, der weiteren Entwicklung der Exportindustrie bei uns mit allen Kräften beizustehen und noch mehr als bisher uns von den Bedürfnissen Rußlands, Nordamerikas oder Chinas abhängig werden zu lassen. Die Industrie kann in hoher Blüte stehen, ohne doch das Übermaß zu erreichen, von dem ab sie Schmarotzer wird in dem bezeichneten Sinne, abhängig von dem Willen und dem Leben eines fremden Volkes. Man wird mir vielleicht entgegenhalten, bei uns sei ja kein Ravachol, kein Anarchismus vorhanden. Ich meine jedoch, daß, da wir eine Sozialdemokratie haben, wir auch den Anarchismus haben werden. Wer an das Evangelium Bebels glauben kann, der kann auch an das Evangelium des Anarchis-

mus glauben. Denn die gesunde Vernunft und der gebildete Verstand haben mit diesen sozialistischen Theorien nichts zu tun. Solange vom Stein bis zum Elefanten nicht die Gleichheit, sondern die Ungleichheit in allem herrscht, wird auch der Mensch die Herrschaft der Kraft über die Schwäche, die Unterordnung des einen unter den anderen in der Wirkung wohl mildern, in Schranken halten, aber sie selbst nie aufheben können. Herren und Knechte sind nicht durch die Bosheit der Menschen geschaffen worden, sondern durch die göttliche Weltordnung. Wenn das die Sozialisten eine Unordnung nennen, so stimmt es freilich damit zusammen, daß sie den Schöpfer dieser Ordnung auch gleich mit verwerfen; aber die Ordnung zu ändern vermag niemand. Nicht Vernunft und Kultur schufen die sozialen Theorien, sondern Leidenschaft, Wille, der Trieb nach Genuß, Besitz und Herrschaft. Und dieser Trieb schreitet, wenn weder befriedigt, noch durch stärkeren Willen zurückgedrängt, von der Theorie des Sozialdemokraten sicherlich fort zu der Theorie des Anarchisten, von dem gesetzlichen Mittel zu dem gewaltsamen Mittel. Die Befriedigung ist unmöglich, also bleibt nur die Niederhaltung übrig.

Ein dauernd wirksames Gegengewicht gegen die sich organisierenden Massen würde ich nur in der Organisation der oberen Klassen sehen. Nur seit die Macht der Stände gebrochen ist, seit alle politische Macht vom Staat und alle soziale vom Kapital aufgesogen wurde, seit die Gliederung des Volkes verschwand, ist die niedere Masse dem Demagogen überantwortet worden und zur gefährlichen Macht gelangt. Besonders gründlich hat Preußen mit der alten Gliederung des Volkes aufgeräumt. Der Soldat, der Staatsdiener hier, der Arbeiter dort, diese beiden Gruppen haben Organisation und Macht für sich, und sie suchen heute nach einer Verständigung. Wenn die Hauptsorge des Staates eine längere Zeit hindurch darin bestehen wird, Heer und Arbeiter zufrieden zu stellen, so wird den Gewinn der Arbeiter haben, aber auf Kosten des ganzen Volkes und seiner Kultur und seiner Zukunft. Für die anderen wird es zu enge werden in einem Staate, der sich Schritt für Schritt weiter wird gezwungen sehen, die Volksarbeit staatlich zu organisieren, um sie nicht ganz in die Hand des Handarbeiters geraten zu lassen. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen geht ihrem Abschluß entgegen. Inzwischen bringen die Streiks der Bergleute die Gefahr

nahe, daß eines Tages Verkehr und Industrie im ganzen Reiche wegen Kohlenmangels still stehen. Diese Gefahr ist so groß, daß der Staat, wie er heute ist, die Kohlengruben wird verstaatlichen und den Abbau mit militärischer Disziplin betreiben müssen. Es ließe sich auch denken, daß, wenn das Abströmen des Landbauern in die Städte weiter fortschreitet und der Acker verödet, wiederum der Staat gezwungen sein wird, seine Gewalt einzusetzen, um den Landbauer am Leben zu erhalten, d. h. er wird den Ackerbau verstaatlichen müssen. Auch kann man sich denken, daß ein fortgesetzter Kampf der Staaten um ihre industrielle Unabhängigkeit, wie sie heute verstanden wird, den Absatz unserer industriellen Waren so sehr ins Stocken bringen würde, daß Millionen unserer Fabrikarbeiter brotlos werden und daß dann wieder der Staat die Organisation der Industrie an sich reißen müßte, um einer weiteren gefährlichen Überproduktion vorzubeugen. Damit wären wir an dem Hauptziel angelangt, das sich die Sozialdemokratie in ihrer Theorie gesetzt hat, wie denn der ganze Weg von der Verstaatlichung des Verkehrs an bis zu der des Ackerlandes und der Fabrik der ist, auf dem man den Sozialisten zum Gefährten haben kann.

Ich meine überhaupt, daß es eitel sei, vom Staate die Rettung vor dem Sozialismus zu erwarten. Der Staat mag helfen, aber die Hauptarbeit müssen die oberen, die gefährdeten Klassen selber tun.

Der Staat ist an sich kein Gegner des Sozialismus; siegt heute der Sozialismus, so wird sein Staat äußerlich wesentlich dieselben Formen zeigen, wie der republikanische oder monarchische, insofern als auch er seine Gesetze, seine Gesetzgeber, seine Beamten haben wird und sicherlich auch seine Soldaten. Was der Sozialismus anstrebt, ist ja gerade, daß alle Volksarbeit, alles Volksleben staatlich geregelt werde. Je stärker nun unser heutiger Staat ist, um so mehr ist er geneigt, alles selbst zu regeln. Unser Staat ist vermöge seines vortrefflichen Heeres und des gleich tüchtigen Beamtentums sehr stark und zeigt längst die Neigung, seine Kräfte im bürgerlichen Leben arbeiten zu lassen, oft mehr als nötig wäre. Es ist nun natürlich, daß diese bestorganisierten, gewaltigen Körperschaften: Beamtentum und Heer, sogleich zu Hilfe gerufen werden, wenn irgendwo eine Schraube los ist, und daß sie stets bereitwillig den Schaden auszubessern suchen. Gerade die Tüchtigkeit der Staatsorgane, gerade die Pflichttreue unserer Beamten

trägt dazu bei, daß die Vielregiererei um sich frißt wie Schwamm. Es ist soweit gekommen, daß vom Keller bis zum First kein Winkel und kein Nagel in unseren Häusern mehr außer dem Bereiche des Staats- oder des Gemeindebeamten liegt: der Beamte ist fast mehr Hausherr bei mir, als ich selbst. Denn dem Staat hat auch die Gemeinde das Vielregieren abgelernt. Das ist die heutige Ordnung, und ordentlich geht es bei uns ja freilich her, nur daß ein Mann, der gern seiner eigenen Weise nachlebt, leicht vor lauter Ordnung seine menschliche Freiheit und Natur nicht mehr wiederfindet. Dieses Eindringen des Beamtentums in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ist sozialistischen Geistes, so monarchisch oder kommunal es auch aussehen mag, es ist das Zurückdrängen der Persönlichkeit durch den Massenwillen, die Allgemeinheit, das Aufsaugen des Einzelinteresses durch das Gesamtinteresse. Wir graben staatlich von oben her die Ungleichheiten ab und arbeiten so von oben her dem Sozialismus in die Hände, der dasselbe von unten her tut.

Indem wir den bezeichneten Weg der Verstaatlichung der Arbeit gehen und auf ihm durch den Sozialismus selbst vorwärts gedrängt werden, meinen wir, den Sozialismus zu bekämpfen, und die oberen Klassen beeifern sich, dem Staate die Mittel zur Abwehr des Feindes zu mehren. Allein dieses selbe Anwachsen der staatlichen Macht in dem vermeintlichen wie in dem wirklichen Kampfe gegen den Sozialismus trägt doch wieder dazu bei, das sozialistische Wesen im Staate zu fördern. Selbst die großen vorbeugenden Gesetze über Altersversorgung, Unfallversicherung, Frauen- und Kinderarbeit usw. verpflichten den Staat zu einem Eingreifen, einem Mitwirtschaften in der Volkswirtschaft, das den sozialistischen Geist im Staate weiter entwickeln muß und den gewollten Nutzen, wenigstens im Hinblick auf den sozialdemokratischen Gegner, vielleicht aufheben wird. Je weiter dem Staat der Kampf gegen den Sozialismus überlassen bleibt, um so sozialistischer wird der Staat werden. Beamte hier, Arbeiter dort werden alle öffentliche Macht an sich ziehen und den dazwischenliegenden Kern des Volkes aufzehren, der Stamm wird hohl, die Krone bricht, und der Sozialismus behält das Feld. Wenn sich eine Regierung dauernd bloß auf das Heer, die Beamten und die unterste Volksklasse stützt, so werden über lang oder kurz die Massen herrschen. Wir haben in Deutschland

viel Partikularismus, Lokalgeist, Heimatssinn, Gemeindebewußtsein; der Leipziger steht für Leipzig ein, der Holsteiner für Holstein, der Bayer für Bayern, auch der Deutsche für Deutschland, sofern es von außen bedroht wird. Aber wenn wir uns nach einem Gemeinsinn innerhalb des Reiches umsehen, der eine gewisse Gruppe von Reichsbürgern zusammenfaßte, so finden wir, von den politischen Parteien abgesehen, nur etwa drei solche umfassende Verbände: das Heer nebst der Marine, die Beamten, die Arbeiter. In den einzelnen Staaten dasselbe Bild. Der Soldat ist durchdrungen vom Korpsgeist, der Beamte auch. Jeder Fähnrich, jeder Gemeine ist stolz auf sein Regiment, hat das Bewußtsein, dahin zu gehören, steht dafür ein, findet darin den Quell seiner ständischen Ehre. Der Beamte fühlt sich als Mann seines Ressorts, als Teil einer festen Körperschaft; er verkehrt, wenn er Postbeamter ist, vorwiegend mit Postbeamten, mit Juristen, wenn er zum Richterstande gehört, er wahrt die Geheimnisse des kollegialen Lebens, er wird von dem Korpsgeist getragen, der in seiner Behörde gebietet, ob sie nun im Rathause oder in der Wilhelmstraße von Berlin sitzt. Mustert man nun, von hier anfangend, die anderen Berufsklassen der Bevölkerung von dem genannten Gesichtspunkte aus, so wird man lange die Stufen hinuter zu wandern haben, ehe man überhaupt wieder etwas wie Korpsgeist findet. Der Student hat sein Korpsleben, von der Börse sagt man, daß sie ein eigenes Leben führe; im ganzen ist es eine fast zusammenhangslose Menge, die sich allenfalls Sonntags mit Gesangsbändern und Gewerksschleifen schmückt. Zuletzt kommt man zum Fabrikarbeiter und findet einen stark entwickelten Gemeinsinn, mehr Korpsgeist, als in all den Zwischenschichten bis zu den in dem Soldaten- und Beamtenstaate Preußen obersten beiden Menschenklassen hinauf.

Die Begriffe von Ständen und Zünften erregen das Blut noch heute bei vielen, und gerade den Gebildeten. Obwohl von diesen niemand unter der Übermacht solcher Körperschaft zu leiden gehabt hat, weil ihre Macht längst gebrochen und sie nur in unbedeutenden Abbildern der früheren Herrschaftsformen fortleben, so haben doch Schule und Tradition den Widerwillen der Gebildeten gegen sie wach erhalten, dennoch wird Ähnliches geschaffen werden müssen, wie es unser Mittelalter hatte, wenn wir unsere sozialen Zustände befestigen wollen.

Schwache Ansätze zur Organisation des Gewerbes sind vorhanden: Schneider und Zimmerleute, Eisenindustrielle und Fabrikanten von Chemikalien haben ihre Vereine, ihre Satzungen; bricht ein Streik aus, so tun sich die gefährdeten Fabrikherren zusammen zur Abwehr. Aber kampffähig, stets gewappnet, wie sie sein müssen gegenüber den heutigen feindseligen Arbeitermengen, sind sie nicht, und ebensowenig sind sie dazu fähig, innerhalb des Gewerbes Organisation der Arbeit und Disziplin im Geschäftsleben durchzuführen. Aber gerade hier müßte die disziplinare Machtvollkommenheit wesentlich vom Gewerbe selbst, nicht vom Staate ausgeübt werden. Der Staat vermag dem Einzelinteresse, der Persönlichkeit nicht gerecht zu werden, er erdrückt sie. Nur der Stand kann es, die Zunft, die Klasse, die Berufsgenossenschaft, kurz die soziale Gliederung. Wenn die Eisenindustrie in geschlossenen Verbänden der einzelnen Staaten geordnet, unter Leitung eines von den Verbänden beschickten Reichstinges, oder wie man nun eine solche oberste Amtung nennen will, vertreten wäre, wenn der Ting die Gewalt hätte, die Produktion zu regeln, eine Überproduktion niederzuhalten, gegen das „schlecht und billig" anzukämpfen, Klagen der Arbeiter anzunehmen, zu untersuchen, zu entscheiden, wenn er den Fabrikherrn zwingen könnte, Mißlagen seiner Arbeiter abzustellen, wenn er die Ausführung dessen, was die neuen Arbeiterschutzgesetze bezwecken, in der Hand hielte, wenn er auf Absatz und Marktverhältnisse Einfluß hätte, wenn er die Konkurrenz deutscher Eisenwaren untereinander in Schranken hielte, wenn er für die Ausübung seiner Gewalt dem Staat verantwortlich wäre, so würde die Eisenindustrie sicherer dastehen, der Fabrikant sich wohler befinden, der Eisenarbeiter weniger Grund zu Klagen haben, weniger der Mißleitung durch Volksschwätzer und Ehrgierige ausgesetzt sein. Wenn der Ackerbau in gleicher Weise bis zum Ting der deutschen Bauergutsbesitzer hinauf organisiert würde, so könnte er seine Interessen nach oben und unten besser wahren als jetzt, wo er von der Industrie oft über den Haufen gerannt, im Reichstage von Leuten, die oft mehr persönlich-ständische als Ackerbaupolitik treiben, übel vertreten ist. Wenn die Tinge der Gewerbe, als Vertreter der schaffenden Arbeit einander nahe stehend, naturgemäß in einen gewissen Parallelismus, nm nicht zu sagen Gegensatz zum Geldkapital gerieten, der ihnen einen bedeutenden Einfluß auf die Börse sichern müßte, so könnte das dem

Giftbaum nur heilsam werden. Der Staat aber fände in solchen Körpern eine mächtige Stütze, er fände den Rettungsanker.

Der Beamtenstaat ist sehr leistungsfähig, wenn die Beamten gut sind; das zeigt Preußen und mancher andere deutsche Staat. Der Beamtenstaat ist unfähig zur segensreichen Leitung eines Kulturvolkes, wenn die Beamten schlecht sind; das zeigt Rußland. Ist der Beamtenstaat stark durch ein tüchtiges Beamtentum, so wird er durch die im Laufe der fortschreitenden Verzweigung und Verfeinerung des Kulturlebens sich mehrenden Anforderungen an Organisation, Leitung im einzelnen, Aufsicht, gesetzliches und administratives Eingreifen zur Ausdehnung seiner Machtsphäre gedrängt und hält dieses Machtgebiet wirklich fest; er wird immer mehr Alleinherr im Volksleben, und indem seine Aufgaben zuletzt unerfüllbaren Umfang annehmen, indem er auf den sozialdemokratischen Boden gerät, gerät er in Widerspruch mit seinem eigentlichen Zweck, er wird nicht mehr zum Förderer, sondern zum Hemmnis des Volkslebens. Ein Beamtenstaat wie Rußland, mit einem untüchtigen Beamtentum, reißt allerdings die Macht, den Einfluß immer weiter an sich; aber die untüchtigen Beamten sind nicht fähig, die lebendige Macht der zweckvollen Leitung des Volkslebens festzuhalten, sie fließt ihnen wie Wasser durch die Hände. Mit unverständiger Hand behandeln sie den zu pflegenden Baum, sie schneiden viel und scharf an ihm herum, aber der Stamm gedeiht nicht, sondern daneben schießen wilde Triebe auf. In Rußland wird für alles und jedes sofort ein Gesetz gemacht und ein Beamter dazu gestellt; nachher läßt der Beamte ruhig das Gras des grünen Lebens über das Gesetz wachsen, zum Segen des Volkswohls, das sonst an Gesetz und Beamten längst erstickt wäre. In den Händen des russischen Beamten bleibt dann die nackte Gewalt zurück, die eigentliche, lebenspendende Macht entschlüpft seiner Hand. Bei uns ist die Fabrikation von Paragraphen ebenfalls im Schwange, aber indem der Beamte den Paragraphen mit Pflichteifer und Verständnis anwendet, indem er ihn lebendig erhält, erhält und erweitert er zugleich nicht die bloße Gewalt, sondern die organische Macht des Staates. Denn „was man nicht nutzt, ist eine schwere Last“, und unter dieser Last seufzt Rußland. Dort aber schlüpft die gesunde Vernunft leicht durch die Maschen des staatlichen Netzes und rettet, wenn auch entstellt, die Macht der Gewohnheit und Volkssitte,

die sonst sämtlich vom Staat verspeist würden. Bei uns hat der Staat mehr Achtung vor dem traditionellen natürlichen Volksleben, aber wo er es packt und zwingt, da setzt er seinen Willen an die Stelle der Gewohnheit des Volkes, er vollbringt wirklich, was der russische Tschinownik nur scheinbar tut. Dieser zerstört, ohne zu bauen, unser Staat zerstört und baut Neues; und damit mehrt er seine Macht auf Kosten der freien Bewegung des Volkes, zweckvoll zwar und verständig, aber doch zwängend und engend.

Wollen wir Staat und Reich vor dem sozialen Zusammenbruch und dem Ansturm der Massen retten, wollen wir ihm Dauerhaftigkeit geben, so wollen wir ihm nicht alle öffentliche Macht aufbürden, so wollen wir ihn möglichst auch von dem entlasten, was ihn schon heute gefährdet. Wir sind bereits in einer Lebensfrage an die Grenze der staatlichen Macht gelangt. Einkommensteuer mit Selbsteinschätzung, Kapitalsteuer, das sind Zeichen dafür, daß der Staat nicht weiter imstande ist, die wachsenden Geldbedürfnisse durch die Hände des Beamtentums allein zu befriedigen. Konnten Einkommen und Kapital von seinen Dienern allein gefaßt werden, der Staat von heute würde sich schwerlich an das Gewissen und den Willen des einzelnen wenden, um sein Geld zu bekommen; das ist die Art des „Rackers“ nicht. Der Staat ist eifersüchtig für seine Macht und ein Besserwisser in allen Dingen; aber mit dem Verstaatlichen von allerlei Volksarbeit, mit dem Aufsaugen aller öffentlichen Aufgaben wächst das Geldbedürfnis ins Maßlose und der Staat gewinnt es über sich, nicht mehr bloß zu befehlen, sondern an das gute Gewissen der Menschen zu appellieren. Freilich mit Strafandrohung für Hinterziehung, mit amtlichem Beschnüffeln der Taschen aller Bürger, aber doch mit Aufopferung seines Allmachtsbewußtseins. Ich könnte mir wohl denken, daß diese und manche andere Staatssteuern besser aufgehoben wären, in Rücksicht ihrer Anlage und Erhebung in den Händen von großen Berufsverbänden, als in denen des staatlichen Beamtentums. Vor Alters steuerten die Stände in runden Summen zum Staatssäckel. Warum sollten heute die Tuchmacher, die Leinweber, die Uhrmacher usw. in der angedeuteten Weise zu Körperschaften geschlossen, nicht bloß Gemeinde-, sondern auch Staats- und Reichssteuern innerhalb ihres Gewerbes umlegen und aufbringen können? Warum sollten die Kohlen-

bergleute, die Droschkenkutscher, die Steinmetzen, die Arbeiter der verschiedenen Gewerbe nicht gleichfalls ihre Steuern umlegen und aufbringen können? Warum sollte selbst die Börse nicht dasselbe tun, obwohl hier mehr als anderwärts die Mitwirkung und Kontrolle des Staates am Platze wäre? Wäre es nicht denkbar, daß ein Reichstag, in dem die Tinge aller Gewerke ihre natürliche Vertretung hätten, besser die Steuergesetzgebung handhaben könnte, als ein Reichstag, der bloß aus Vertretern redender und hörender Massenversammlungen besteht? Wäre es für den Einzelstaat nicht heilsam, zwischen sich und den wählenden und steuerzahlenden Massen Körperschaften zu haben, die ihn und seine Beamten den Blicken ein wenig verdeckten, die ihn zugleich in die Lage setzten, das Heer seiner Beamten zu verringern und damit sozusagen die Angriffsfläche an seinem Leibe einzuschränken?

Weil die in den Streiks zutage tretende Organisation der Arbeiter, z. B. in den Kohlengruben, für die Volkswirtschaft und die äußere Sicherheit des Staates bedrohlich wird, sucht man jetzt diese Organisation zu hindern durch staatliche Gewalt, gelegentlich ihr entgegenzuwirken durch zeitweilige Vereinigung der unmittelbar betroffenen Industrieherren. Man wird die Organisation auf diesem Wege nicht dauernd niederhalten, sondern nur immer gewaltsamer, aufrührerischer, wilder machen. Es wäre, wie mir scheint, besser, wenn der Staat offen die Organisation der Arbeitermassen selbst betriebe, aber zugleich auch die soziale und gewerbliche Organisation der Arbeitgeber. Man helfe den Arbeitern sich verbinden, aber man setze ihnen nicht den Staat entgegen, sondern Verbände der Arbeitgeber. Mögen die beiden eigentlichen Gegner ihren Kampf ausfechten mit den Mitteln, die mit Gesetz, Ordnung und Sicherheit von Person und Besitz verträglich sind; erst die Ausschreitung oder die Gefährdung anderer Interessenkreise rufe den Staat herbei. Überschreiten die Verbände der Arbeiter schon gegenwärtig die nationalen Grenzen, so können die Verbände der Arbeitgeber dem Beispiel folgen, und sie werden es, ohne die Hilfe der staatlichen Waffen gelassen, notgedrungen tun müssen. Vielleicht sehr zum Vorteil des internationalen Friedens. Wendet sich dann die Wut der Dynamitbanden, wie vorauszusetzen ist, in erster Reihe gegen die Verbände, das Leben und Eigentum der Arbeitgeber, so ist es nur in der

Ordnung, daß diese den ersten Stoß auszuhalten haben und nicht der Staat, nicht die Träger der Staatsgewalt, nicht nationales Eigentum, nicht die Heiligtümer des Volkes. Der Staat kommt erst in dem Augenblick ins Treffen, wo die verbrecherische Handlung beginnt.

Provinzialordnung, Kreisordnung, Gemeindeordnung, kurz die territorialen Verbände vermögen bei der heutigen Energie des Verkehrs und dem über den ganzen Erdball reichenden Zusammenhange den Berufsinteressen nicht gerecht zu werden. Einem Kreistage kann man nicht zumuten, sich über die Lage des Strumpfwarenmarktes in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Urteil zu bilden oder die Lohnsätze in diesem Gewerbe festzusetzen. Das vermag am besten ein Berufsverband, eine korporativ geschlossene Berufsgenossenschaft. Soll aber eine solche Körperschaft wirksam die Interessen des Gewerbes regeln, so muß sie Macht besitzen über Herren und Arbeiter ihres Gewerbes. Die Gewerbefreiheit, wie sie heute besteht, müßte fallen. Aber der Zwang, der darin läge, wäre federleicht zu tragen gegenüber dem Despotismus, dem wir zusteuern, wenn es bei der heutigen Ordnung bleibt. Wird der soziale Kampf bloß zwischen den Dynamitpolitikern und dem Staate weitergekämpft, so kommen wir zu unerträglicher Unfreiheit, sei sie nun heutiger staatlicher Ordnung oder künftiger sozialistischer Ordnung.

Erdboden.

Das moderne wirtschaftliche Leben konzentriert sich mehr und mehr in der reinen Geldwirtschaft. Der maßlos anschwellende Papierkapitalismus drückt alles Persönliche unter die Herrschaft der Zahl und des materiellen Erfolges hinab, er will von den Imponderabilien in der Volkswirtschaft nichts wissen, und die Wissenschaft, die man Nationalökonomie nennt, weiß von ihnen oft nur wenig. Die moderne Nationalökonomie hat zum wesentlichen Objekt ihrer Forschung das materielle Volksleben, nicht das gesamte Kulturleben, nimmt aber in der öffentlichen Meinung die Autorität einer wissenschaftlichen Leiterin des Volkslebens in weiterem Umfange in Anspruch, als ihr gebührt. Da auf der materiellen Grundlage auch die ideellen Bedürfnisse des Volkes ihre Befriedigung suchen, da materielle und ideelle Interessen überall aneinander grenzen und ineinander übergreifen, liegt der Nationalökonomie die Versuchung nahe, ihr materielles Gebiet auf Kosten des ideellen Gebietes vorzuschieben und dadurch sehr wertvolle und sehr empfindliche Seiten des Volkslebens einem unpassenden Maßstabe zu unterwerfen. Diese jüngste aller Wissenschaften, der man noch vor ein paar Jahrzehnten den Eintritt in den Musentempel überhaupt verwehren, den Namen einer Wissenschaft nicht gewähren wollte, hat sich eine Menge von Schablonen und Schlagworten geschaffen, die oft auf Dinge angewandt werden, auf die sie gar nicht oder doch nur höchst einseitig passen. Zu diesen Dingen gehört der Erdboden, oder wie der gebräuchliche, aber sehr unhandliche Ausdruck lautet: der Grund und Boden.

Der Erdboden ist ein Kapital einmal der staatlichen Gemeinschaft,

3*

die darauf gegründet ist, und weiter des einzelnen, insofern, als er an Teilen des Erdbodens das Eigentumsrecht erworben hat. In dem Ausgleich dieser beiden Ansprüche untereinander liegt wesentlich die Aufgabe der staatlichen Agrarpolitik. Die Beziehungen sowohl eines Volkes als des einzelnen zum Erdboden sind verschieden, je nach der Seßhaftigkeit, der Kultur des Volkes. Der Nomade hängt nur lose an ihm, der seßhafte Ackerbauer verwächst mit ihm um so fester, je länger und mehr Arbeit er auf ihn verwandt hat. Der Kommunalbesitz der alten Zeit, wie er noch heute z. B. in Rußland geläufig ist, oder wie er etwa in dem Zukunftsstaat der Sozialdemokraten gedacht ist, bindet den Ackerbauer sittlich weit weniger an die Scholle als der Personalbesitz; der bloße Besitz im rechtlichen Sinne weniger als das volle Eigentum. Je intensiver der Boden bebaut worden ist, je mehr Arbeit und Sorge der Bebauer in ihn hineingelegt hat, um so fester wird das Band. Dieses Band ist zu einem Teil ein materielles, nämlich die Erlangung der Früchte, der Zinsen von dem Kapital, des materiellen Nutzens. Es ist zum anderen Teil ein sittliches, nämlich die tief im menschlichen Gemüt liegende Liebe zum Erdboden. Diese Liebe ist in ihrem letzten Grunde ebenso mystisch, unerklärlich, als das übrige Gemütsleben des Menschen, aber sie ist vorhanden, so gut wie die ihr verwandte Liebe zur Heimat. Sie wird verstärkt durch Gewohnheit und Tradition der Geschlechter, sie wird verstärkt durch Arbeit und Mühe, sie geht über in die Liebe des Schöpfers zum Geschöpf. Der Mann, der ein ödes Stück Land erwarb, seine Hütte baute, den Wald rodete, den Boden brach, die Gräben zog, der Jahr um Jahr seinen Acker verbesserte, seine Anpflanzungen wachsen, seine Frucht schwerer werden sah, er hängt an seinem Werk, und er liebt seinen Erdboden, und was darauf wächst und steht, von ganzer Seele, oft stärker als irgend etwas anderes, ja mehr als das eigene Leben, und wird ihm seine Scholle genommen, muß er fort, so geht er nicht selten hin und erhenkt sich, wie uns unlängst Herr von Polenz in einem seiner Romane geschildert hat.[1]) Und wie der einfache Bauer, so der Großbesitzer, so der Majoratsherr der durch Familienbande von Jahrhunderten an die Scholle gefesselt ist. Dieses geheimnisvolle Band des Gemüts ist eine der stärksten

[1]) Polenz, Der Büttnerbauer.

sittlichen Kräfte im menschlichen Leben und eine der natürlichsten und gesundesten Kräfte. Neben ihr verliert das andere Band, der materielle Nutzen, gar sehr an Bedeutung. Und doch rechnet die Wissenschaft, die dem Volkswohl dienen will, hauptsächlich mit diesem Bande, sehr wenig mit der sittlichen Kraft, die aus dem Erdboden steigt. Der Nationalökonomie ist es hauptsächlich um den materiellen Nutzen zu tun, den der einzelne oder den Staat und Volk aus dem Kapital des Erdbodens ziehen. Verzinsung! darauf kommt es an.

Wenn ich ein nationalökonomisches Buch zur Hand nehme, und wenn mir dann daraus immer deutlicher dieser Hauch der Entseelung des Erdbodens entgegenweht, dann lege ich es gern fort, es ist für mich abgetan, weil ihm das Verständnis für die Volksseele selbst abgeht. Ohne dieses Verständnis aber ist jede volkswirtschaftliche Theorie einseitig und gefährlich. Und dennoch wird der Verfasser eines solchen Buches schwerlich die sittliche Bedeutung des Erdbodens leugnen, sobald man ihm die Frage stellt: Ist es für den Charakter des Menschen einerlei, ob er sein Vermögen im Erdboden oder in Aktien hat? Haben hunderttausend Mark im Kasten denselben sittlichen Wert wie ein Landgut? Unsere nach Erwerb gierige Zeit vergißt im Eifer nur zu leicht die Bedeutung der Imponderabilien im Volksleben. Die Erträge steigern, alle Kräfte der Menschen wie des Landes aufs äußerste ausbilden und ausnutzen, das ist das Ziel des nationalökonomischen Ehrgeizes. Aber es ist nicht der ganze Zweck des Volkslebens, und deshalb geht ein Volk einen Irrweg, wenn es sich auf die Bahnen des ausschließlichen oder zu sehr vorherrschenden Erwerbs leiten läßt.

Auch der Geizhals liebt seinen Besitz, aber niemals hat man den einen Geizhals genannt, der seinen Landbesitz liebte. Der Geizhals liebt sein Geld, sein Papier oder sein Gold, er sitzt über seinem Kasten, er zittert für ihn, er dient ihm, er hungert, er stirbt im Hunger für ihn. Und noch hat man sich immer mit Verachtung, mit Ekel von dem Manne gewandt, der doch sein volles Empfinden, seine ganze Leidenschaft diesem Besitz zuwandte. Darf man neben ihm den Bauern nennen, der seinen Acker bestellte, während in seinem Hause der Hammer des Auktionators diesen selben Acker dem Wucherer zuschlug, und der sich dann lieber erhenkte, als daß er seinen Erdboden verließ? Oder den Edelmann, der zusammenbricht, weil er von der Scholle muß,

worauf er durch viele Jahre von früh bis spät gesorgt und geordnet hat, worauf Eltern und Voreltern gesessen haben? Und wenn auch dieser lieber das Leben läßt als den Besitz — entblößt man nicht trotz allem im stillem wenigstens das Haupt vor diesem Bauer und diesem Edelmann? Warum wohl? Eben weil sie durch eine tief sittliche Leidenschaft zu einem Geschick von höchster Tragik geführt wurden. Darf man neben ihnen den anderen Mann nennen, der doch auch nur von der Leidenschaft für seinen Besitz erfüllt war und an ihr zugrunde ging? Und wenn nicht, was macht denn den gewaltigen Unterschied, wenn nicht die Natur des Besitzes? Der Geldkasten ist eben nicht der Erdboden; die Liebe zu ihm verengt, erniedrigt, die Liebe zu diesem kräftigt, erhöht, ja veredelt den Menschen. Beide hängen mit allen Fasern der Seele an ihrem Besitz, aber den Mann, der nie jemand um einen Heller betrog und zuletzt über seinem Golde verhungerte, nennt man mit Abscheu; und dem Manne, der dem Nachbar heimlich einige Quadratruten Land abpflügte und zuletzt sich erhenkte, weil er vom Besitz wegmußte, widmet man tiefe Teilnahme. Das ist immer und überall so gewesen bei seßhaften Völkern; wer aber davon nichts versteht, der will uns klar machen, es sei das ein eitles Vorurteil, denn im Grunde sei es ja doch nur die heftige und berechtigte Liebe zu Vermögen und Besitz, was beide in den Tod trieb, und dabei kommt es auf Art und Natur des Besitzes gar nicht an. Das ist die Weisheit des Jobbers oder des Wucherers, der den Bauern aus seinem Besitz getrieben hat, oder — eines falschen Propheten.

Man hört oft sagen, wir brauchten einen kräftigen Bauernstand. Daß ein kräftiger Landedelmann ein ebenso nützlicher Staatsbürger sei, vergißt man hinzuzufügen oder leugnet man, und doch ist es so. Kräftig und nützlich sind freilich beide nur dann, wenn sie fest auf der Scholle sitzen und mit etwas von der hingebenden Liebe, von der oben die Rede war, die Scholle pflegen und bearbeiten. Der Landedelmann, der seinen Beruf nicht in dieser Arbeit sucht, der sein Gut verpachtet oder verwalten läßt, weil er kein Interesse an der Landwirtschaft hat und lieber in einem städtischen oder einem anderen Berufe seine Kraft betätigt, der gehört nicht aufs Land und soll den Erdboden einem anderen abgeben, der besser hingehört. Er gehört ebensowenig dahin als der Geldmann, der einen Teil seiner Schätze darauf verwendet, ein

Landgut zu erwerben, auf dem er des Sommers den Landedelmann spielen kann, oder der es kauft, um sichere Rente daraus zu ziehen. Für diese hat der Erdboden keine sittliche Bedeutung, er ist ihnen nicht viel mehr als der Geldkasten, oder das Landgut sinkt zur Villa herab. Ein Landadel, der nicht selbst auf seiner Scholle arbeitet, hat kein Recht, sich darüber zu beklagen, daß er von dem industriellen, dem Börsenkapitalisten aus dem Besitz gedrängt wird. Sie taugen beide nicht für den Beruf des Landbesitzers, und versöhnend spricht nur zugunsten des Landedelmannes die Anhänglichkeit an einen Boden, der ihm durch Arbeit und Besitz der Vorfahren geheiligt worden ist; denn auch dieses ist eine sittlich gute Macht. Wo auch sie fehlt, da ist der Landedelmann, der Großgrundbesitzer selber zum Geldmann und sein Landgut zur Ware geworden.

Der Bauer ist stetiger, fester auf der Scholle, weil er weniger imstande ist, einen anderen Beruf zu ergreifen, und weil er in persönlicher Arbeit sicherer als der Großbesitzer mit dem Erdboden verwächst. Und ohne Zweifel bleibt das Volk am ehesten auf die Dauer kräftig und gesund, das einen kräftigen Bauernstand zum Grundstein hat. Das ist nur möglich, wenn der Erdboden dem Bauern in dauerndem und stetigem Besitz erhalten bleibt. Das erkennt die Wissenschaft ja auch längst an. Hat sie aber nach Kräften dafür gesorgt, daß der Staat diese Stetigkeit schaffe, erhalte?

Nichts trägt so den Charakter des Immobils an sich als der Erdboden. Aber wenn dieser Charakter im natürlichen Sinne auch nicht erschüttert werden kann, so doch im ökonomischen Sinne. Je stärker die Geldwirtschaft um sich greift, um so mehr wird der Erdboden, wird der Landbesitz in seinem immobilen Charakter bedroht. Gesetz und Recht stellen sich auf die Seite des mobilen Kapitals und verwischen den ethischen Unterschied, der für das ganze Volk wie für den einzelnen zwischen mobilem Kapital und Erdboden besteht. Mobilisierung des Erdbodens, das ist die unheilvolle Tendenz unserer Zeit. Und wer den Erdboden nur als Geschäftsmann ansieht, muß so reden und handeln; wer aber auch den immateriellen Gütern ihr Recht gibt, dürfte seine Hand nicht der Mobilisierung des Erdbodens leihen.

Überall, wo sich der Bauer frei ausleben, sich sein Recht selbst schaffen kann, da sucht er halb instinktiv den Erdboden fest an die

Familie zu binden. Nicht bloß, wie der Mann des mobilen Kapitals vielleicht meint, aus berechnendem Eigennutz für die Erhaltung der Familie, sondern auch aus Anhänglichkeit an den Erdboden. Und um den Hof dem Geschlecht zu erhalten, vererbt er ihn an den Sohn nicht nach der Forderung gleicher Teilung unter den Kindern, sondern so, daß ein Sohn in der Lage ist, den Hof möglichst unverkleinert dem Geschlecht zu erhalten. Aber das aus der Denkweise des städtisch-kommerziellen Lebens erwachsene Recht fordert Gleichheit in der Erbteilung der Brüder oder Geschwister, und so wird denn das Anerbenrecht übel angesehen und der Bauer in Schranken gewiesen. Wollte man aber den Bauernhof nicht bloß auf so und so viel tausend Mark einschätzen, sondern seinen ethischen Wert für den Bauernstand und das gesamte Volk mit in Rechnung ziehen, dann müßte man das Anerbenrecht fördern, soweit das Gewissen des Volkes, des Bauern selbst es nur zuläßt.

Andere Feinde des Bauern sind der Großbesitz und das Geldkapital, die den Bauernhof, nachdem er vom Juden ausgewuchert worden ist, vom Bauern oder vom Wucherer aufkaufen und in den Großbetrieb aufsaugen. Das Gesetz hat im Namen des Liberalismus das Bauernland wie den Bauern unter das gemeine Zivilrecht gestellt. Und wie das gemeine Erbrecht nicht für den Hofbauer paßt, so auch das gemeine Sachenrecht nicht für das Bauernland. Wie hat man gegen die Latifundien gewettert! Hat man sich aber entschlossen, zwischen Großbesitz und Bauernland einen festen Strich zu ziehen, der die Aufsaugung des Bauernlandes durch den Großbesitz gesetzlich verhindern würde? Nein, man hat es nicht getan, weil Großbesitz und mobiles Kapital ein gemeinsames Interesse haben, die Mobilität des Erdbodens zu erhalten, und dann auch der leeren Theorie zuliebe, die keinen Unterschied zwischen Bauern und Nichtbauern rechtlich festlegen will. Und die größere Schuld mag hierbei den Großbesitz treffen, von dem man eher den weiteren Blick erwarten kann in diesen Dingen. Er hätte im eigenen Interesse an der gesetzlichen Sicherung des Bauern im Ostelbischen Lande arbeiten sollen. Er wäre dann besser gerüstet gegen den heutigen Ansturm der Theoretiker des Geldsackes, die von der Vernichtung alles Großbesitzes so viel, ja bis zur Rettung Deutschlands und zur Lösung der sozialen Frage erwarten.

Sonderbare Schwärmer! Sie wollen genaue Rechner, Realpolitiker sein und gleichen doch eher denen, die vor hundert Jahren meinten, mit Hilfe der Guillotine alle Menschen zu Gleichheit und Freiheit und Brüderlichkeit zu führen. Wenn nun das letzte Rittergut zerschlagen, oder deutlicher gesprochen, der letzte Edelmann guillotiniert sein wird, was dann? Wird dann der Bauer zum Zweikindersystem greifen, um seinen Besitz nicht zersplittern zu lassen? Und wenn nicht, wo werden die gelehrten Herren dann wieder Rittergüter hernehmen zum Verteilen an die jüngeren Bauernsöhne? Und wenn der letzte Hektar in Deutschland auf den höchsten Ertrag gesteigert sein wird, wird dann die Gefahr der agrarischen Krisen nicht auch auf das höchste Maß gesteigert sein? Diese Leute wissen eben nicht, was Erdboden ist. Sie haben keine Wurzel in ihm und kennen den Landbauer nicht, noch die ethische Seite des Volkslebens. Ihr Humanismus ist Mammonismus, in ihnen wird man zum Menschen erst, wenn man Geld erworben hat. Noch neulich riet eine große Zeitung (die Frankfurter vom 31. März 1900) dem Landarbeiter, dem es schlecht geht, „dorthin abzuwandern, wo er erst ein Mensch würde — in die Stadt, ins Industriezentrum".

Diese abstrakten Sozialpolitiker und besonders die Philosophen der Finanz und der Goldwährung sind unheimlich wie Hegel, man versteht sie nicht oder mißversteht sie, und wenn man ihren wolkenhohen Abstraktionen andächtig zuhören will, muß oft der Glaube die Vernunft ersetzen. Aber man staunte sie an, wie man Hegel anstaunte — eben wegen ihrer Unverständlichkeit, und so finden sie Anhänger und werden praktisch wirksam. Denn die große Menge läßt sich gern durch Zahlen leiten. Es wird zum wirtschaftlichen Ideal, den Erdboden bis zum höchsten Maß und bis in die letzte Scholle hin auszunutzen. Ein solcher Zustand aber kann wohl das Ergebnis harter Notwendigkeit, aber gewiß nicht ein an sich wünschenswertes Ziel sein. Den Ertrag des Erdbodens aufs höchste zu steigern darf und soll der einzelne, der Landmann anstreben. Aber vom Gesichtspunkte des Volkswohls aus sind Zustände wie in Belgien oder in England nicht wünschenswert, trotz allen Reichtums. Die von den Geldphilosophen so gepriesene „Landenge", die den Landarbeiter zum Fabrikarbeiter machen soll, bedeutet für ein Volk den Mangel an dem Nötigsten, an der Notdurft. Übervölkerung heißt auch bei dem größten Reichtum jedesmal Massen-

elend und wird trotz sozialer Reformen und sozialistischer Revolutionen jedesmal Massenelend bedeuten, wenn nicht heute, so morgen. Eine Handelsstockung, ein Krieg, und der industriell-kommerzielle Bau kracht in allen Fugen, Tausende von Menschenleben geraten in Gefahr. Landenge ist Übervölkerung. Das natürlich-gesunde Streben des Landvolkes geht nicht in die Stadt. Die Söhne verlassen den väterlichen Hof am liebsten, um einen eigenen Hof zu gründen, der Ackerknecht spart, um ein Stück Land zu kaufen. Wo das fehlt, da ist das Wachstum des Volkes in der Wurzel gehemmt. Die heutige Entvölkerung des platten Landes zugunsten der Städte ist eine Erscheinung, die vorübergehen wird. Sobald die Aufnahmefähigkeit der fremden Märkte nachläßt, oder sobald unser Handel durch einen Krieg bedroht werden wird, muß der industrielle Verdienst stocken und ein Teil der Arbeitermenge zum Landbau zurückkehren. Aber diese Beweglichkeit des Landmannes dient so wenig wie die heutige Wanderarbeit zur Erhaltung eines gesunden Volkscharakters. Auf der Stufe unserer gegenwärtigen Kultur bedürfen wir zum gesunden Fortschreiten nicht der Landenge, sondern der Erweiterung unserer Landesgrenzen. Aber wie man den Erdboden mobilisiert, so auch den Landmann, den Ackerbauer. Und wo, wie in Ostelbien, die Landwirtschaft durch diese Mobilisierung des Ackerknechts in eine schwierige Lage gerät, da denkt man zu helfen, indem man auch dort die Industrie vermehrt. Das ist homöopathische Heilmethode in der Volkswirtschaft, ein fragwürdiges Unternehmen. Niemals wird die Industrie oder das Geld den sittlichen Wert des Erdbodens für den Volkscharakter ersetzen. Und dieser Wert schwindet, je weiter sich das industriell-kommerzielle Nomadentum ausbreitet. Nicht darauf kommt es an, dem Arbeiter die vorteilhafteste Arbeitsgelegenheit zu verschaffen, sondern darauf, daß er zufrieden und glücklich lebe. Das deckt sich durchaus nicht, außer für den heimatlosen Juden. Und weil der Jude meist den sittlichen Wert der Heimat und der Scholle nicht versteht, deshalb taugt er nicht als Sozialpolitiker und volkswirtschaftlicher Führer für unser Volk.

Und endlich der Wucher. Je weiter der Bauer von der Naturalwirtschaft fort zur gepriesenen reinen Geldwirtschaft übergeht, um so komplizierter, ihm schwerer verständlich und handlich werden die wirtschaftlichen Manipulationen. Der tüchtigste Bauer ist oft dem simpelsten

Juden nicht gewachsen, wo es um Geld, Handel, um Schein und Hypothek und Wechsel geht. Gäbe uns die Statistik über die Fälle Auskunft, wo der Bauer vom Juden von der Scholle getrieben wurde, so vermute ich, daß sich die Sozialdemokraten bei diesen jüdischen Dorfwucherern für Tausende von neuen Jüngern ihrer Lehren zu bedanken hätten. Die Geldgier wird dem Bauern und seiner Liebe zum Boden so lange überlegen sein, solange das Gesetz nur zwei Menschen von gleichem Recht sich hier einander gegenüberstehen sieht, solange der sittliche Gehalt des Erdbodens nicht zugunsten des Bauern in die Wagschale geworfen wird. Immobilisiert muß der Erdboden werden, von Schulden und privatem Hypothekenwesen so fern gehalten wie möglich, und dem jüdischen Wucherer müßte ein „Hände weg!" zugerufen werden. Aber Freiheit nennt man's, und Knechtung durch das Geld ist es.

Wer unfähig ist, den sittlichen Gehalt der Mutter Erde zu spüren, zu verstehen, der wird auch schwerlich wissen, was die Heimat ist. Denn was dem Landmann die Scholle, das ist dem Volk die Heimat. Beiden ist der Erdboden mehr als bloß die Quelle des Geldes, des materiellen Nutzens. Je mehr ein Volk industriell, kommerziell wird, um so mehr löst es sich vom Boden ab und verliert am Gefühl des Heimatbodens, das unvollkommen nur ersetzt wird durch soziale Wurzeln, durch Nationalität, Sitte, Arbeit. Vielleicht scheidet uns nichts so sehr von dem Juden, als daß er die sittliche Kraft des Erdbodens nicht kennt, und daß er heimatlos ist. Das ist der Fluch, der auf Ahasver lastet. Er ist der Vertreter des Geldes, des mobilen Besitzes, der nomadisierende Geschäftsmann, den schon vor Jahrtausenden seine Propheten vor dem Landbau warnten, weil er sich schlecht vererbte. Es ist das Volk, von dem nach Jeremias (XIV, 16) der Herr spricht: „Sie laufen gern hin und wieder, und bleiben nicht gerne daheim." Und weil umgekehrt dieses Volk heimatlos ist, deshalb geht es fast völlig im Geldgeschäft auf. Ich glaube sogar erfahren zu haben, daß der Jude, der sich längere Zeit auf seinem gepachteten Acker plagte, etwas von dem Charakter verlor, den wir seinem Volke zum Vorwurf machen. Oder plagte er sich eben nur deshalb auf seinem Acker, weil ihm persönlich dieser Charakter weniger zu eigen war? Wer mag's genau ergründen!

Wir sind industriell und kommerziell geworden, und es wäre ver-

geblich, sich dagegen zu sträuben, daß der Staat dieser Wandlung vor allem Rechnung trägt. Aber wir wollen nicht eine Werkstatt wie England werden, wir wollen den Erdboden nicht vom Kapital in Latifundien zusammenziehen lassen, und ebensowenig ihn mobilisieren lassen für Wucherer und Theoretiker des Geldes. Gerade dem stürmisch hereinbrechenden Triebe nach industriell-kommerziellem Wachstum müssen wir ein gesteigertes Interesse für die Erhaltung gesunder Volkskraft im Landvolke, sowohl Großbesitzer wie Bauern, entgegensetzen. Gerade dem alles auf den materiellen Maßstab herabsetzenden Geiste unserer Zeit gegenüber dürfen wir nicht die idealen Güter mit in den Strudel reißen lassen. Und eine ideale Kraft ginge verloren, wenn unser Volk in dem Fluß des heutigen Verkehrs- und Wanderlebens an der Liebe zum Erdboden einbüßte. Es ist nicht wahr, daß der Erdboden ein Kapital wie ein anderes sei, es ist nicht wahr, daß der Ackerbau ein Erwerb wie jeder andere sei. Gegen den mobilisierenden, entseelenden, verständnislosen Ansturm der Geldmacht hat der Landmann den Anspruch auf staatlichen Schutz, soweit er sich nicht selbst schützen kann. Freilich nur der Landmann, dem der Erdboden mehr ist als bloßes Geschäftskapital. Wer vom Erdboden nur Coupons schneiden will, gehört nicht aufs Landgut, sondern an die Börse.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.